Im Flammenglanz der großen Zeit

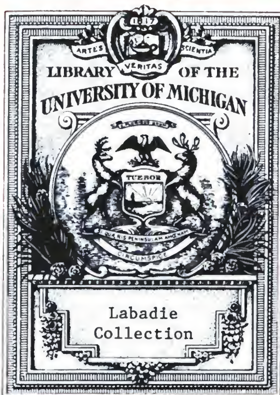
Erlebnisse von Kriegsteilnehmern

herausgegeb. von Karl Hesselbacher



3. Bändchen

Verlag der Ev. Gesellschaft Stuttgart



ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
Labadie
Collection



Im Flammenglanz der großen Zeit

Erlebnisse von Kriegsteilnehmern

herausgegeb. von Karl Hesselbacher

3. Bändchen

Im Artillerie-Unterstand. Ein treuer Bursch. Verwundet. Ein Sonntag im Feld. Aus einem Schützengraben. Hindurch mit Adlersflügeln



Verlag der Ev. Gesellschaft Stuttgart

3.—5. Tausend

*) Die in Amerika zum Schutz des Urheberrechts vorgeschriebene Formel.

STUTTGARTER SETZMASCHINEN-DRUCKEREI
HOLZINGER & Co. STUTTGART

Inhalt.



Lichter im Dunkel.

Es war ein Prachtsjunge, mein Freund Erwin. Man mußte nur in seine Augen schauen. Wie die leuchteten! „Wie die Sterne“, sagte seine stolze Mutter. Er war einer unserer jungen Künstler, und die seine Kunst verstanden, sagten, es sei Großes von ihm zu erwarten. Denn seine Kunst war der Strahl aus einem lauteren Herzen. Treu, wahr und kristallen. Durch seine Landschaften ging — wie im alten lieben Volkslied — „der Herrgott“, obwohl er nichts davon wissen wollte, daß darin etwas „Frommes“ zu sehen sein sollte. Er war zu bescheiden dazu. „Gott — das ist mir das große Geheimnis! Ich beuge mich davor. Aber ich bin viel zu jung, als daß ich sagen könnte, ich sei ihm selber innerlich nahe gekommen. Vielleicht wird ein großes Erlebnis mir das schenken!“ Drum sagte ich ihm: „Warte! Jetzt bin ich zufrieden, daß Gott ungesehen durch dein Herz geht und die Wunder seines Lebens in den Werken deiner Hand wirkt!“

Er lebte in herzlichem Frohmut seine Jugend mit den Freunden und mit all der Herrlichkeit, die sein glückliches Auge schauen durfte in Wald und

See und Menschenantlitz! Er lebte wie einer, der an treuen Händen auf lauter goldenen Wegen geht. Dem Glanz einer segensvollen Zukunft entgegen.

Da kam „das große Erlebnis". Der Krieg! Erwin war unter den Ersten, die hinausgingen. Er war Reserve-Offizier. Zuerst wurde er zum Train eingerufen. Mit der Sanität ritt er. Freunde, die mit draußen waren, schrieben, wie er sich als ein tapferer Mann bewies. Aber e r — schrieb nichts davon. Nur e i n Ton ging durch seine Briefe: „Ich möchte an die Front. Wirklich mitfechten, meinen Mann stellen da, wo die Kameraden bluten und fallen." — Bis schließlich die Mutter ihr „Ja" sagte. Denn so war er: ein Mann durch und durch, aber ein Mann, der kein Herz kränken konnte, vor allem nicht das der Mutter, die ihres Lebens Krone in ihm sah.

„Mir würde in keinem Gefecht innerlich tröstlich zu Mute gewesen sein, wenn ich mir hätte sagen müssen: daheim grollt eine Mutter, daß du ihr den Jammer bereitest, dem Tod mit eigenem Willen entgegenzustürmen!" Aber als ihre Zustimmung gekommen war — er fühlte wohl die schnellen Herzschläge der schlaflosen Nächte, in denen der Brief von der Mutter Herz sich losgerungen hatte! — trat er bei der Infanterie ein. Die schwersten Kämpfe hat er dort bestanden: Loretto, Septemberschlacht in der Champagne — die Namen sagen genug. Er führte eine Kompagnie. Die Männer hingen an ihm, wie an einem Vater. Und doch war er beinahe der Jüngste in den Reihen, die so manchen Graubart zeigten.

Einmal schrieb er mir: „Was ist das ein erbärmliches Gefühl, als Kompagnieführer zu Hause im Unterstand zu sitzen, wenn die Mannschaft draußen im fisselnden Regen und im quietschenden Schlamm schanzen muß! Ich warf meine Regenhaut über und ging hinaus und packte einen Spaten. Ich mußte dabei sein; wo die anderen tropften, durfte meine Haut nicht trocken bleiben."

Das haben sie ihm abgespürt, die Männer! „Der lebt mit uns und leidet mit uns und will's nicht besser haben, wie unsereiner." Der ist nie zur Ruhe gegangen, bevor er wußte, wie seine Mannschaft untergebracht war. „Das ist kein Offizier, der einschläft, ehe er weiß, daß jeder seiner Mannschaften ein anständiges Schlaflager hat!" Und rührend war es, wie ich ihn das letztemal sah: er war hier, um — kleine Ferkel einzukaufen für seine Kompagnie! „Hoffentlich verzehrst du sie gesund," riefen wir. „Hoffentlich dürfen meine Soldaten sie mit gesunden Mägen verdauen," lachte er zurück. Im Scherz lag der ganze Mann.

Einmal habe ich ihn im Briefe gefragt: „Wie stehst du jetzt zu dem Ewigen? Ist dir Gott innerlich nahe gekommen?"

Da kam die Antwort: „Ich bin der Docht in der Lampenschale. Die Schale ist gefüllt, und der Docht harrt des zündenden Funkens. Bis jetzt ist der Funke noch nicht auf den Docht gefallen. Aber er harrt in Demut des großen Augenblickes." Und als ich das las, kam mir das Wort des Menschensohnes: „Selig, die hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit . . . ." Ich schrieb ihm das nicht. Denn

ich war der Meinung, die ich auch jetzt noch nicht aufgegeben habe: In die stille Künstlerarbeit, die unser Gott an seinen Menschenkindern vollbringt, sollen Menschenfinger nicht greifen. Drum schwieg ich.

Aber er kam mit einem anderen Wort in einem seiner Briefe, die an seine Mutter gerichtet sind, auch zu mir. Die Mutter ließ mich dies Wort wissen; denn sie sagte mit ihrem zarten Gefühl für alles, was in der Seele ihres Sohnes vorging: „Das Sätzlein scheint mir an Ihre Adresse geschrieben zu sein. Ich weiß, daß er mit Ihnen über solche Lebensfragen geredet hat." Das Sätzlein aber hieß:

„Artig war ein Bild, das mein Ofen bot. Ein kleiner Eisenofen ist's. Wir brennen Holz darauf. Und da ist's merkwürdig, wie die Flamme, kurz nachdem wir sie entfacht haben, schwelt und raucht, daß sie uns die Augen beizt. Aber je mehr wir Holz anlegen, um so heller wird die Flamme, bis sie schließlich rein und klar, ohne Rauch aufwärts steigt. Die Flamme hat sich im Brennen selbst vom Rauche gereinigt. Mir fiel ein Vers Goethes ein, den ich nie verstanden hatte, und den ich jetzt zu verstehen gelernt habe. Er lautet:

Die Flamme reinigt sich vom Rauch,
so reinig' unsern Glauben!

Das ist's, was wir hier draußen erleben. Wir jungen Menschen sind eine rauchende, schwelende Flamme. Da ist so viel Trübes, Unklares. Da hängt so viel an einem herum, was nicht sein sollte. Man merkt es selbst nicht so recht. Aber mitten in dem Feuer des Krieges, in dem wir brennen,

reinigt sich unser Leben von all diesem Rauch. Es wird reiner, bestimmter, männlicher, fester. Alle die alte Weichmütigkeit und Gefühlsseligkeit fällt ab. Wir lernen, daß nur die Tat einen Wert hat. All das Herumfahren mit der Stange im Nebel weicht einem entschlossenen Hinrichten auf ein bestimmtes Ziel. Wer so viel befehlen will trotz seiner Jugend, der muß sich zusammennehmen. Jedes Wort wird erwogen. Kein Tadel darf über die Lippen, der nur von ferne nach Ungerechtigkeit riecht. Kein Befehl, der nicht wirklich durchgeführt werden könnte, darf gegeben werden. Kein Urteil, das verbittern würde, darf ich fällen. So wird das Leben von einem großen Zuge durchzogen. Mutter, wenn ich fallen sollte, denke immer daran: lieber ein kurzes Leben, das sich vom Rauche gereinigt hat mitten in der Flamme, als ein langes, schwelendes Leben!"

Da habe ich in Ehrfurcht die Meißelschläge der göttlichen Künstlerhand an dem jungen Menschenbild gesehen.

Um Ostern kam ein Brief. Aus der Feuerhölle des Kampfes um die gewaltige Festung im Westen.

„Ostern — alle köstlichen Erinnerungen der Jugend wachen auf. Und alle diese Erinnerungen heißen: Friede. Friede einer seligen Kinderzeit. Und jetzt: neben mir schlug ein schweres Artilleriegeschoß ein und hat zwei meiner liebsten Kameraden in Stücke zerrissen. Kannst du ahnen, welche Gefühle meine Seele durchstürmen?"

So hat die harte Not des Menschheitsjammers in diesem feinen Menschenempfinden zusammenstoßen

müssen mit dem lichten Bild eines Lebens, das von dem Frieden des Himmels in jeder tieferen Menschenseele lebt. Und es war mir, als sei jetzt dies Bild vom Frieden einer in Gott geborgenen Seele für immer aus seinem Leben gestrichen.

Da redete ein anderer Brief: „Damals, als der Tod wieder so hart und schroff unmittelbar an mir vorübergegangen war, hat mich doch kein Schrecken umfangen. Es war mir, als wäre mir etwas Heiliges und Erhabenes zur Seite gestanden. Als hätte ich etwas gespürt von dem tiefen Schauer, mit dem sich der vergängliche Mensch in den Schoß der Ewigkeit gleiten läßt. Vielleicht war dies mein erstes Gotterleben? Mir stand über all dem grausigen Geschehen ein fester Wille, der durch die Wirren hindurch seinen Weg unerschütterlich geht. Und ich war so ruhig bei dem Gedanken, in diesen unerschütterlichen Willen meinen kleinen Menschenwillen ehrfurchtsvoll hineinzubetten. Aber so gewaltig und erhaben die Wege des Ewigen vor meinen Augen durch Jammer und Elend und Grauen hindurchgingen: das, was du von einem Gott der Liebe zu sagen pflegst, das war mir so weltenfern. Ich weiß, das kann ich nicht glauben. Jedenfalls jetzt noch nicht."

Damals schrieb ich ihm zurück. „Sei getrost, daß du das größte Kapitel im Glauben gelernt hast: das Stillewerden vor einem ewigen Willen. Wer darin Meister geworden ist, darf ruhig warten, bis jene Hand, von der du einmal geschrieben hast, den Docht zu neuem Flammen bringt. Die Flamme, die jetzt auf der Glasschale deiner Lebenslampe

brennt, leuchtet hell und rein. Wie das Sternenlicht in der Nacht. Daran lass' dir genügen. Das Sternenlicht kündet vom Kommen der Sonne. Denn es steht am klaren Himmel."

„Im übrigen: sag' doch, ist in deinem Herzen das Liebenkönnen erstorben unter all dem Greuel? Oder ist in dir nicht mehr das alte Bedürfen einer großen, unzerstörbaren Liebe zu Menschen, die deiner wert sind und mit ihrem geistigen Leben das deine bereichern und vertiefen? Hast du nichts mehr von jenem Verlangen nach der wahren Liebe, unter deren Kraft und Lebenshauch unser Leben erst recht wird, was es werden soll? Und wenn du dies Verlangen dir bewahrt hast — willst du dann noch nichts verstehen von einer ewigen Liebe, in deren Lebenskraft unser Sein erst zum wahren Sein, zur Ewigkeit, wird?"

Eine Karte kam aus dem Kampf. Mit schnellen Bleistiftstrichen: „Dank dir für das Freundeswort! Ja, das Bedürfen nach einer großen Liebe ist geblieben. Lass' mich diese Hand, die du mir entgegengereckt hast, fassen. Vielleicht, daß mir daran das letzte Geheimnis Gottes doch noch einmal erscheinen wird. Lichter im Dunkel — das ist all unser Ahnen vom Ewigen. Wann wird das volle Licht kommen?"

Und nun kam die Botschaft, daß dies Herz gebrochen ist.

Lasset mich still den Vorhang ziehen über dies köstliche Menschenbild!

„Lichter im Dunkel" — so ziehen sie hinaus, unsere Allerbesten.

Lichter im Dunkel — ob etwas von diesem Glanz scheint, aus den stillen, anspruchslosen Erzählungen der Männer, die uns von ihrem Leben erzählen in den folgenden Zeilen?

„Lichter im Dunkel" — ich möchte, daß ein freundlicher Leser sich erquicke an ihrem Lichtschein, der mild und versöhnlich hineinstrahlt in den „Flammenglanz der großen Zeit"!

K. Hesselbacher.





Im Artillerie-Unterstand.

Von Oberleutnant H.

Mit der Neuformierten.

Meine Batterie war im zweiten Kriegsjahr ganz neu zusammengestellt worden und erst zwei Tage alt, wie ich sie übernahm. Die Pferde waren wunderschön, aber noch nicht eingefahren, und die Mannschaften sahen in ihren neuen Uniformen auch sehr hübsch aus, aber — sie mußten eben erst noch einexerziert und zusammengeschweißt werden, daß es eine Batterie wurde und nicht bloß ein „Haufen“ blieb! Den besten Eindruck machten die Geschütze und die ganze Ausrüstung, alles nigelnagelneu — und der junge Wachtmeister mit seinen zwei Kriegsauszeichnungen im Knopfloch. Alles hatte den besten Willen, mit Ausnahme von ein paar Reitpferden, die sich ihrer Würde als Zugführerspferde nicht bewußt waren und die ernsten Vorbereitungen der Batterie wiederholt durch gänzlich unangebrachten Mutwillen und jugendliche Ausgelassenheit störten; da fehlte es eben noch an Einsicht und Erziehung. Auch die Vorderpferde am zweiten Ge-

schütz wollten immer nur sehr ungern aus dem Kasernenhof heraus, entweder kannten sie sich aus und hatten deshalb Angst, mit lauter „Unausgebildeten" auszurücken, „mit denen bleibt man ja doch bloß stecken und wer wird dann gepritscht? die Vorderpferde!" Oder aber waren sie wie die anderen Kanoniere auch Neulinge und hatten als solche Angst.

Wir hatten noch zwei Tage Zeit zum Einfahren und Ausrüsten der Batterie; da wurde auch von morgens bis in die Nacht noch fieberhaft gearbeitet. Das Ausrüsten der Fahrzeuge und Mannschaften mit all den tausenderlei Sachen ist keine Kleinigkeit, und im letzten Augenblick kommt ja sicher noch einer heulend gesprungen: „Herr Wachtmeister, ich hab' keine Schnürstiefel, vorhin hab' ich's noch gehabt und jetzt finde ich's gar nicht mehr!" Im Fahren brachten wir's auch so weit, daß wir auf der Landstraße im Schritt sehr schön und geschlossen und im Trab ohne erhebliche Einbuße an Gefechtskraft vorwärts kamen, jedenfalls waren wir beim Einrücken wieder alle in bester Ordnung beieinander. Am dritten Tag, wie wir in bester Laune über unsere täglich sichtbar wachsenden Fortschritte heimtrabten, kam uns schon ein Radfahrer entgegen: „Um 11 Uhr zum Abmarsch fertig!" War das noch ein Gespring, bis auch das Allerletzte und Allerkleinste noch verpackt und Lebewohl gesagt war, -- und noch vier Schinkenbrote und kalter Braten für die Eisenbahnfahrt, und Schokolade und „gelt, tu' auch deinen Kopf weg, wenn sie schießen!"

Der Abmarsch war schön, anders wie mein erster

Ausmarsch, wo wir bei Nacht unter Donnern und Blitzen, ohne Gruß und Lebewohl auf der hintersten Rampe abfuhren. Im Kasernenhofe standen um die anspannende Batterie die Eltern, Geschwister und Frauen herum, die Kanoniere und Geschütze waren alle mit Blumensträußen geschmückt. Alles war zur rechten Zeit fertig, dann eine kleine Ansprache, drei Hurra auf unseren König, Tusch und Königshymne der Garnisonmusik, es war wirklich ein feierlicher, unvergeßlicher Augenblick! Dann wurde unter Vorantritt der Musik zum Verladeort abmarschiert. Die bewußten Vorderpferde vom zweiten Geschütz ließ ich vorsichtshalber zum Tor herausführen — es war auch nötig —, so kam die Batterie schön geschlossen heraus, selbst die Zugführerspferde nahmen sich zusammen. Wunderschön war die geschmückte Batterie mit all dem neuen gelben Lederzeug, es gibt nichts Schöneres, als ein sauber geschirrtes Sechsgespann mit seiner Kanone! Die Verwandten zogen alle mit, war das noch ein Grüßen und Winken durch die Stadt! Das Verladen ging überraschend schnell, und dann gings fort mit strahlenden Gesichtern in ein ungewisses Schicksal hinein, und mit Singen und Rufen und Winken vorbei an allem, was einem auf Erden lieb war, an Eltern und Frau und Geschwistern, an den bekannten Häusern und Straßengesichtern und Kirchtürmen in etwas Starres, Feindliches und Unerbittliches hinein! —

Am Bestimmungsort angelangt, kamen wir erst noch einige Tage als Divisionsreserve ins Quartier, um die Batterie noch weiter auszubilden. Es

wurde geschafft, was das Zeug hielt, und in zehn Tagen waren wir soweit, daß es einigermaßen klappte. Da kam auch schon für die halbe Batterie der Befehl, in Stellung zu gehen. Sie wurde bei Dunkelheit bezogen, alles ging gut und glatt, die Protzen kamen wieder in die Ortsunterkunft zurück. Am nächsten Tag war Sonntag, wir dachten an nichts Schlimmes und saßen gerade friedlich bei einem habhaften Mittagessen, da wurde plötzlich telefonisch die andere Hälfte der Batterie auch alarmiert. Das schöne, dampfende Mittagessen blieb natürlich stehen. Wir brachten schnell die Batterie auf die Beine und packten unsere sieben Sachen zusammen. Eine Stunde nach Erhalt des Alarmbefehls rückten wir ab, eine recht gute Leistung für die ungeübte Mannschaft! Es war wundervoller Sonnenschein, Fliegerwetter, wir marschierten deshalb zugweise mit großen Abständen, um die Truppenbewegung nicht auffallen zu lassen. An der befohlenen Stelle meldete ich mich und bekam Befehl, sofort neben der anderen Hälfte der Batterie in Stellung zu gehen, und zwar geschützweise in längeren Zwischenräumen, da wir hiezu über einen vom Feind eingesehenen Höhenzug weg mußten, auf den er eingeschossen war. Zum guten Glück setzte mitten zwischen das Prachtswetter ein fester Regenschauer ein, der ja gerade wie gewünscht kam, um uns in dem kritischen Augenblick der Sicht des Feindes zu entziehen. Also sofort und so schnell als möglich mit allen Fahrzeugen geschlossen über den Buckel hinüber! — und wie wir alle wieder in Deckung waren, kam wunderschön die Sonne wie-

der heraus. Wir protzten schnell ab, packten die Munition aus und richteten uns in der schon ausgebauten Stellung häuslich ein. Die gestern eingefahrenen Geschütze hatten sich im Lauf des Morgens schon eingeschossen, so konnten wir die Richtung gleich von ihnen übernehmen. Die leeren Protzen kamen einzeln wieder glücklich über die Höhe zurück und marschierten ab. Nun konnte es also von uns aus losgehen! Ich ging für meine Person in ein vor der Batterie liegendes Dorf, von dessen Kirchturm man einen schönen Rundblick auf die feindlichen und eigenen Stellungen hatte, um mich über die Ziele zu unterrichten. Von dem Turm aus hatte ich Fernsprechverbindung mit der Batterie. Da oben erfuhr ich dann auch von Kameraden der schweren Schwesterwaffe, daß man einen feindlichen Angriff erwarte.

Noch war alles ruhig; am Morgen hatten sich die Franzosen allerdings auf verschiedene Verbindungsgräben und Stellungen eingeschossen, dabei auch mit einem Volltreffer den „bombensicheren" Beobachtungsunterstand des vorgeschobenen Beobachtungsoffiziers unserer Batterie zerstört, zum guten Glück war dieser gerade im Graben außen und nicht in „Deckung"! Gegen Mittag war es aber wieder ganz ruhig geworden, nur der „Gefreite Kneller", wie sie ihn nannten, vergnügte sich damit, die Guckfenster und Schußlöcher des Kirchturms als Zielscheibe zu benützen, wir hätten ihm bald eine Wurst herausgehängt, denn er schoß gut! Und ein Maschinengewehr, der sogen. „Steinklopfer Jakob", hieb uns immer wieder die Dachziegel vom Turme her-

unter, aber das machten die beiden sonst auch ab und zu. Man sah sich die Stellungen an und ließ sich alles erklären, probierte am Fernsprecher, ob die Batterie noch da war, und klopfte im übrigen mit den Kameraden seine Sprüche, gemischt aus Scherz und Ernst und Galgenhumor. Da, gegen Abend, schien es loszugehen; die Franzosen nahmen unsere vorderen Gräben mit mehreren Batterien, auch schwerer Artillerie, heftig unter Feuer und deckten zugleich die Zugangsgräben mit Sperrfeuer zu. Unsere Batterien, die ja alle schon zur Abwehr bereit standen, zogen gleich ihre Register, und los ging der Hexensabbat! Es war ein schaurig-schönes Furioso, wie die Inferno-Musik von Max Reger! Und man wußte ja keinen Augenblick, ob einen nicht diese entfesselte Höllenwut mitsamt dem Turme an die Erde schmetterte! Der Führer der Mörserbatterie war auch mit oben, er hielt seine Trümpfe noch zurück, da er Munition sparen mußte. Erst wie die Franzosen gar zu toll auf unserem Graben herumtrommelten, meinte er: „Nun muß ich ihnen aber doch ein wenig zureden, wirst sehen, wie sie sanft werden!“ Und er ließ ein paar Zuckerhüte in den französischen Graben hineinfallen. Sie wurden in der Tat daraufhin etwas sanfter und beruhigten sich zusehends, vielleicht hatte er den Artilleriebeobachtern drüben die Aussicht verdorben, vielleicht war auch die Infanterie drüben schüchterner geworden; das Toben mäßigte sich jedenfalls.

Wir dachten schon, das Schlimmste sei wieder vorbei, und freuten uns an der schönen Abendbeleuchtung und dem weiten Ausblick — und der

Wiederabspannung der Nerven. Da ging es auf einmal im Dämmern erst recht los, diesmal gings aber nicht nur gegen den Schützengraben und die Zugangsgräben, sondern auch gegen das Dorf, den Kirchturm, gegen unsere Batterien und die Straßen; die ganze Gegend streuten sie mit stundenlangem Sperrfeuer ab. Da fruchtete auch das gütliche Zureden der Mörser nicht mehr, man merkte schon, daß es auf einen ernsthaften Sturm zuging. Unsere Batterien feuerten natürlich sofort auch alle, was sie konnten. Nach nicht langer Zeit war mein Draht zur Batterie durchschossen, es machte an sich nichts aus, denn sie war auf ihre Sturmabwehr schon eingeschossen und funktionierte auch so weiter. Immerhin war ich jetzt auf dem Kirchturm überflüssig und machte mich auf den Weg zur Batterie zurück. Das war nun allerdings nicht so ganz einfach, die Dorfstraße und die Straße zur Batterie waren fest unter Feuer, aber mit einiger Gewandtheit und Benützung von kleinen Feuerpausen und Deckungen kam ich doch heil hin.

Die Batterie war inzwischen stark von schwerer Artillerie beschossen worden, glücklicherweise gingen die meisten Schüsse zu weit und sausten den Hang hinter der Batterie hinunter. Immerhin war die junge Batterie in einer tüchtigen Feuertaufe mitten drin, denn wenn der ganze Boden von den in der Nähe hereinsausenden schweren Geschossen zitterte und es rechts und links von den Einschlägen krachte, da konnte der jungen, feuerungewohnten Mannschaft das Herz schon ein wenig klopfen. Man denkt doch unwillkürlich, „wo geht nun die nächste hin?“ Der

Batterieoffizier half ihnen auch recht schneidig mit seinem Vorbild über die erste Aufregung hinweg. Wie ich zur Batterie kam, stand er aufrecht außerhalb der Geschützwehr, ruhig seine Zigarette rauchend und winkte auf meine Frage, wie die Schüsse zur Batterie liegen, verächtlich in den Grund hinunter. Wir zogen es aber dann doch auch noch vor, mehr in Deckung zu gehen. Glücklicherweise hatten wir trotz des starken Feuers in der Batterie keine Verwundeten, auch war der Feind durch unser Artilleriefeuer im großen Ganzen in seinen Gräben drunten gehalten worden, nur an einer Stelle waren die Franzosen unter dem Schutz der Dunkelheit bis in unseren Graben hereingekommen, der wegen des Trommelfeuers der Franzosen nur von wenigen Posten besetzt war, während der Hauptteil der Grabenbesatzung in den Unterständen gedeckt war. Die Franzosen wurden von der alarmierten Besatzung bald mit Handgranaten wieder aus dem Graben hinausgetrieben, wobei sie mehrere Tote und Gefangene einbüßten. Leider nahmen sie bei ihrem Rückzug auch einen jungen Kriegsfreiwilligen meiner Batterie mit, der als Fernsprecher beim vorgeschobenen Beobachter in dem Graben von ihnen überrumpelt und zum Gefangenen gemacht wurde. Die Franzosen waren nach ein paar Tagen so anständig, einen Zettel herüberzuwerfen, mit der Mitteilung, daß er unverwundet sei und es ihm gut gehe, was er später selbst brieflich bestätigte.

Das war die Feuertaufe, und wir waren stolz, daß wir als so junge Batterie schon so kräftig hatten mitsprechen dürfen. Später gings fast Tag für Tag

mit Schießen und Beschossenwerden weiter; an dem lebhaften Interesse, das die französische Artillerie für unsere Batterie zeigte, merkten wir mit großer Genugtuung, daß wir sie doch tüchtig „ärgerten".

„Wenn alle Brünnlein fließen!"

Von dem Leben zwischendrein im Felde erzählt man viel lieber, als gerade von Kampf und Töten, mit dem ist auch so manches Grausige verknüpft, woran man sich lieber nicht erinnern mag! Man plaudert viel lieber vom Leben, von dem mancherlei Drum und Dran des Lebens im Feld, und da gibt's ja auch manche Hindernisse und manches Unangenehme zu überwinden!

Es regnete schon wochenlang; das heißen die Eingeborenen dann hier „Winter", — endlos und ohne Erbarmen regnet's und gießt's und rieselt's, — so andauernd und hartnäckig, daß schließlich nichts mehr dicht hält, keine Dachpappe und kein Wellblech hilft mehr auf dem Unterstand, überall sickert's durch und tropft's — klatsch! — klatsch! — aufs Papier, in den Hals, nimmt man kurz die Mütze ab, klatsch! mitten auf die Glatze, beim Schlafen fährt man sicher auch auf einmal aus einem schrecklichen Traum, weil einem ein Tropfen auf die Nasenspitze fiel! — Und wie lieblich das klingt, wenn man einschlafen möchte und nicht einschlafen kann, weil die Regentropfen immer taktfest und beharrlich, immer im gleichen monotonen Rhythmus in eine Lache herunterklatschen müssen! Da fängt dann die Tücke des Objekts an! — Morgens

quietschen und gluckſen die Bretter des Fußbodens im drunter angesammelten Wasser, bis das dann wieder alles ausgeschöpft und die Bude eingeheizt — aber ums Himmelswillen keinen Rauch machen! — und man wieder einigermaßen ein Mensch ist! — —

Also, es regnete immer noch, ich sollte die Batterie von einem ziemlich entfernt gelegenen Schützengraben aus auf einen französischen Hochstand im Wald einschießen, der eben nur von dort aus schön zu sehen war. Ich ziehe meine hohen Wasserstiefel und meinen derbsten Mantel an und wälze mich aufs Roß. Den ersten Teil des Weges konnte man bei diesem Unwetter noch zu Pferd machen, bei dem Regen paßte der Franzose nicht so auf! Von B. ab ging ich zu Fuß durch den Verbindungsgraben. Das Wetter hatte sich inzwischen einigermaßen aufgehellt. Ich war schon früher im Sommer öfters in der Stellung gewesen und kannte den kürzesten Weg dorthin, den schlug ich natürlich ein. Der Graben war im Anfang ganz leidlich im Stand, die Lehmwände waren natürlich auch eingerutscht, aber in der Mitte war auf dem Lattenrost noch gut zu gehen.

In solchen Verbindungsgräben kann man den Drehwurm bekommen; sie sind wegen der Bestreichung durch den Feind meist im Zickzack oder wie der meinige gar in Mäanderform angelegt, da geht es dann immer tripp trapp, tripp trapp, rechts um! — tripp trapp, tripp trapp, links um! — tripp trapp, tripp trapp rechts um! — und so kann's halbstundenweis weitergehen! Immer rechtsum, linksum, linksum, rechtsum, bis man einfach mechanisch wei-

ter torkelt — bloß daß man dann natürlich mit der Nase in die Lehmwand hineinfährt, wenn das Grabenteil einmal zwei Schritte länger ist, als man's gewöhnt ist. Wenn man einmal aufgezogen ist, kann man alles mögliche andere denken:

„— Im Anfang hatte man von dem Krieg aus der ersten mächtigen Begeisterung heraus eine solche Erneuerung und Besserung des ganzen Volkes erhofft! — nun dauert er fast schon zu lange; viel von der Begeisterung ist verrauscht, und die Menschen scheinen im Ganzen nicht besser! — Mag sein, aber ein Gutes ist jedenfalls da: der Krieg hat alle die Schlafenden, Nachtwandelnden und Scheintoten aufgeweckt und zum Leben und Sehen gebracht! Ob er gebessert oder vielleicht sogar teilweise verschlechtert hat, das ist schwer zu sagen, aber Leben hat er in alle gebracht, und das ist eigentlich die Hauptsache! Muß das nachher ein Streiten und ein Schaffen werden, wenn die heimkommen! Was haben die alles erlebt, die sonst das ganze Leben vielleicht verdöst hätten, in Frankreich, in Belgien, in Rußland, in den Karpathen und in Serbien, in Menschentiefen und in Menschenhöhen! Das muß sich doch alles nachher ausleben und im Frieden wieder in ihren Umkreis ausströmen! Und die Jungen, die mitgekämpft haben, sind in mancher Not reif und alt geworden, und doch noch voll lebendiger Kraft, und werden mitschaffen und mitreden wollen! Es muß eine Freude sein, nachher zu leben und mitschaffen zu können, da müßte eben dies erwachte Leben in vielem Gesundung bringen! —“

Wie das Wasser quietscht und klatscht unter

den Brettern im Graben! Klitsch, klatsch, klitsch, links um! —

„— Besser geworden ist entschieden — wenigstens bei uns ganz vorne, wo es ums Leben geht — das Verhältnis der Menschen zu einander, besonders daß das Scheinwesen abgefallen ist und man im großen Ganzen völlig wahr und klar in Worten und Werken gegeneinander ist. Ein X ist ein X, eine Gemeinheit ist und bleibt und heißt auch eine Gemeinheit, Kamerad ist Kamerad und viel mehr Worte als nötig ist, macht man nicht und liebt man nicht, aber die frei und offen, wie man's denkt! Das wird auch dem Berufs- und Gesellschaftsleben gut tun, wenn die heimkommen, die die alten Phrasen nicht mehr kennen und können. —"

Tripp trapp, tripp trapp, rechtsum!

„— Sie müssen gerade so viel Schweres tragen, unsere Frauen zu Hause mit dem Sichsorgen! Und wir wissen wenigstens in jedem Augenblick, woran wir sind. Aber wie muß das sein, immer in der Angst zu leben, „lebt er noch, oder ist er schon drei Tage tot?" Wie mag man da manchmal zusammenfahren: „Nun sitze ich da und bin vergnügt, während er vielleicht sich in Schmerzen windet — oder stirbt — und ich weiß nichts davon und kann nicht helfen, nicht einmal dabei sein — und das ganze Leben hängt doch an diesem anderen Leben, mindestens jetzt und wohl noch lange Zeit — und von rechtens immer und ewiglich!" —

Nun zweigte mein Weg links ab und der neue Graben wurde schon erdenliederlich! Augenschein-

lich war nur der Verbindungsgraben nach rechts noch im Stand gehalten und zu meiner Stellung ein anderer, weiterer Zugang unterhalten worden. Der Graben war ganz eingerutscht und grundlos vor Lehmbrei, aber nachdem ich nun schon so weit vorne war, half es nichts, ich mußte halt vollends durchwaten. Zunächst ging's noch leidlich, ich sank bloß bis halb ans Knie ein und gab recht Obacht, daß meine Stiefel nicht in dem zähen Brei stecken blieben. Aber mühsam war's, mit den schweren Stiefeln und den großen Lehmklötzen dran und in dem regenschweren Mantel durch den Schlamm zu pflügen; ich schwitzte und pustete schon fest! Es kam immer toller und tiefer, in einer kleinen Welle war der Graben gar strichvoll Wasser gelaufen. Da ging's nicht anders, da mußte ich halt heraus aus dem Graben; schwimmen konnte ich im Mantel nicht! Also kroch ich auf allen Vieren heraus, meine Handschuhe sahen lieblich aus! In der Senkung war ich noch halbwegs gedeckt, und die Franzosen waren so freundlich und schossen nicht gleich. Außen war die Wiese aber auch quietschtief voll Wasser, aber man kam vorwärts! Schließlich, wie ich mehr auf die Höhe herauf kam, ärgerte es die Franzosen doch, und sie fingen an, auf mich zu knallen. Der Klügere gibt nach; also wieder hinunter — puh! — in den Graben. Er war nur noch halbvoll, und ich sank nur noch bis zum Knie ein. Bei dem ersten Schritt blieb mein linker Stiefel stecken, ich fahre halb heraus, der rechte bleibt auch stecken, und, um nicht den langen Weg hineinzuplumpsen, stütze ich mich mit den Händen in den Lehmbrei der Wand —

puh! — Vor Hitze hatte ich erst die Handschuhe ausgezogen, und nun hatte ich je einen Lehmklotz in den Händen. Ausgerechnet in dem Moment beißt es einen natürlich an der Nase! —!!

Na, an den Händen wär's ja gleich, Wasser war ja genug da, aber in den Ärmeln drin war's ekelhaft! Und so ist's halt, hat man passende Stiefel, dann bringt man sie am andern Morgen vor Nässe nur in einem langen Indianertanz und unter Qualen wieder an, hat man weite Stiefel, dann bleiben sie im Dreck stecken, man kann es einfach nicht recht machen! — —

Mit der Zeit schleppte ich mich doch wieder ab und kam langsam und mühsam weiter. Nach 50 Meter wurde es wieder zu toll, ich war so müde geworden, daß mir alles gleichgültig wurde, ich kroch wieder heraus aus dem Graben und stapfte daneben durch die Lachen, mochten sie jetzt schießen oder nicht! Merkwürdigerweise hatte der Franzose ein Einsehen und schoß nicht! Wie es dann so leidlich wieder ging, plumpste ich von selber in den Graben, um seinen Edelmut nicht zu sehr auf die Probe zu stellen. Wie es dann wieder losging, das anstrengende Durchwaten und Plantschen durch die Wasserbäche und diese schlammige Masse, da hatte ich doch recht genug vom Krieg, wie das gluckste und schlurfte und sog und zog! —

Allmählich wurde es doch wieder besser, ich kam in die Nähe des vordersten Grabens, da wurde es wieder gangbar. Und in der Stellung war's ja der reinste Parkettboden! Da war ich gleich wieder frisch und lief, daß die Beleuchtung noch für den

Hochstand reiche, — und der bekam dann auch sein Teil! —

Die Scheinbatterie.

Der Franzose war vor uns auf hohen Bergen, und wir saßen ihm de- und wehmütig in der Niederung gegenüber, am Rande eines niederen Waldes. Von seinen hochgelegenen Beobachtungsstellen konnte er den Rauch jedes Abschusses aus den Bäumen heraufsteigen sehen, und er schoß uns auch fast jedesmal ein Gewaltiges aufs Haupt, wenn wir nur den Mund aufmachten. Das war auf die Dauer unangenehm, und nachdem er uns genug geärgert hatte, zogen wir aus, tiefer in den Wald hinein, und bauten da eine neue Stellung.

In die alte Stellung wurden dafür zwei Scheingeschütze verbracht, die jeweils mit den richtigen Geschützen abgezogen wurden und nun mit ihrem Abschußrauch den Feind so täuschen sollten, daß er die Batterie immer noch an der alten Stelle suche. Richtig sagte auch der Franzose, wie unsere richtigen und nichtigen Geschütze miteinander schossen: „Parbleu! Nun habe ich doch vor drei Tagen die Batterie Nr. 145 kurz und klein geschossen und als vernichtet gemeldet, und nun schießt sie wieder und raucht vergnügt am alten Fleck, als ob ich gar nichts getroffen hätte!“ — „Franz,“ sagte er deshalb zu seinem Flieger, „wenn du wieder aufsteigst, so sieh’ auch nach der Batterie Nr. 145 im soundso Wald, ich habe sie zwar total zusammengeschossen, aber — ehm — ehmehm — es scheint — wie gesagt, es raucht da wieder!“ —

Nun hatten wir aber gerade für den Franz die alte Stellung jeden Tag schön ausgekehrt, daß sie recht „ausgetreten" aussah, und Wäsche aufgehängt, auch die Küche dort belassen, die vorschriftswidrig stark rauchen durfte, so daß unschwer zu erkennen war, daß da Menschen hausen. Wenn ein Franzmann geflogen kam, mußten auch die beiden Kanoniere der Scheinbatterie sich in möglichst dichten Haufen zeigen und sich recht neugierig und natürlich benehmen, dann durfte man ja sicher sein, daß der Flieger auf sie aufmerksam wurde.

Das sah denn auch alles der Franz und brachte es auf seiner Platte mit: „Tja! mon commandant, die Stellung ist fraglos besetzt, sie leben also noch sehr, sie kochen sogar noch Kaffee — und dann, nicht wahr, alles dahinter stark „ausgetreten", Bewegung, Wäsche aufgehängt usw., alles die typischen Anzeichen einer besetzten Stellung!" — „Sacre bleu!" sagte der Artilleriekommandeur, „die Batterie muß vernichtet werden!" — Artilleriebefehl: Am . . . 8 Uhr vormittags wird Batterie N. 145 usw.! . . .

An eben diesem Tag war ein wundervoller Sonnenaufgang, wir ahnten's ja noch nicht, daß wir vernichtet werden sollten, freuten uns also in unserer Harmlosigkeit noch über alle Maßen daran. Es war eine ganz seltene Färbung und Beleuchtung der Landschaft, wenn man's gemalt sähe, würde man's nicht glauben! Die hohen Berge waren mit der nahen Klarheit nach dem Regen in tiefes Rosarot getaucht, darüber stand ein riesengroßer, wunderschöner Regenbogen, und unten schnitt die den Bergen vorgelagerte Niederung mit schwarzen

Schatten diese Rosenlichtflut ab. Dann kam die Sonne höher, die Berge traten in einen violetten Dunst und Schimmer zurück, und die Rosenglut senkte sich langsam und feierlich-still auf das flache Land hernieder, langsam alles mit einer Flut von Glanz übergießend. Stetig wogte die Lichtzone weiter, im Zentrum so tief rosa färbend, daß es die natürliche Färbung der Wiesen ganz übertönte, und dann schwoll die Farbensattheit ab und ließ darunter sachte die natürlichen Farben des Bodens durchscheinen, und an den Enden leuchtete es nun schon licht hellgrün auf den Wiesen.

Wir waren ganz versunken in den wundersamen Anblick und empfanden es wirklich als eine grobe Geschmacklosigkeit, wie uns der Franzose auf einmal jäh mit einem „bum — ratsch, bumbum — ratsch" aus unserer Andacht riß. — Aber freilich, es war halt 8 Uhr! — und Befehl ist Befehl! — Der Kläffer Nr. 607 fing an, das mittlere Kaliber Nummer 357 folgte nach, und die Schwere Nr. 14 brummte den Baß dazu. — Huhu! „Alles tot, alles hin!" konnte man glauben, wie sie so richtig im Zuge waren. Wir frugen angstvoll in der Stellung an, wie es stehe. — „Wir bekommen keinen Schuß," hieß es, „es geht alles vor uns in die Scheinbatterie!" — Na dann zu! Wir antworteten zunächst gar nicht und suchten in aller Seelenruhe die feindlichen Batterien, von denen wir auch nach kurzem eine sicher erkannten.

Diesmal wollten es die Franzosen ganz gründlich besorgen, „wenn man das Ziel so schön sieht und ganz genau weiß, wo die Batterie steht, dann

aber tüchtig drauf! Und wenn 100 Schuß nicht gelangt haben, dann eben 300 Schuß!" Sie holzten gründlich aus in der Scheinstellung und Bäume und Balken flogen nur so herum! — „Schade um die netten Scheingeschütze! aber — sicherlich besser, als auf die Mannschaft und auf die richtigen Geschütze!"

Nach zwei Stunden regten sich die Franzosen wieder ab und schrieben ihren Gefechtsbericht: „Im soundso Wald vernichteten wir eine feindliche Batterie durch unser überlegenes Artilleriefeuer; der Feind antwortete nur schwach." So, jetzt war die Batterie Nr. 145 ganz sicher erledigt! —

Merkwürdigerweise waren aber nicht einmal die beiden Scheingeschütze beschädigt und die Stellung wenig zerstört, was bei dem großen Aufwand an schwerer Munition eigentlich verwunderlich war. Nun fingen aber wir im Verein mit unserer schweren Artillerie an, die erkannte feindliche Batterie tüchtig zu vermöbeln, und wieder begleiteten die Scheingeschütze mit ihrem Rauch den Abschuß der richtigen Geschütze. — Mit der Zeit ging dem Franzosen dann doch ein Licht auf, und er suchte von da an mehr hinter dem Qualm nach. Aber daß er auf die Scheinstellung so schön hereingefallen war, war uns noch lange eine besondere Freude! —

Der Ausgehtag.

So alle zwei Wochen bekam ich aus der Beobachtungsstelle einen Tag Urlaub in die nahegelegene Stadt „zum Zahnarzt" oder „zu Besorgun-

gen". Da reinigte man sich etwas vom gröbsten Schmutz, ritt zunächst in die Ortsunterkunft zurück und bestieg dort den sogenannten „Batterie-Landauer", früher hatten wir ja nur eine selbstgezimmerte, feldgrau angestrichene Bretterkiste auf zwei Rädern, die auch mit einem lammfrommen, abgeklärten Pferd noch recht lebensgefährlich war, aber man verbessert sich bekanntlich bei jedem Stellungswechsel. In dem Kütschlein kam man sich fast schon wie ein Herr vor; der Fahrer saß vor einem auf dem Bock, und man konnte zwei richtige Pferde vorspannen. Also hü! —

Ruck! wirft es einen, zwar unsanft, aber immerhin in eine Polsterlehne zurück, und mit einem tiefempfundenen „Ah!" bezw. „So!" streckt man seine langen Ständer aus, man hat ja mächtig Platz so allein in dem Wagen, mehr als im Unterstand, verhältnismäßig; vor allem stößt man den Kopf nicht an! — Und nun dazu noch Sonnenschein, da freut einen das Leben erst recht! „Heute bin ich wieder mal gern Soldat!" Sonst ja im Ganzen auch, aber an gewöhnlichen Tagen betont man's nicht besonders! —

— — „Und der Herr Spatz ist auch schon auf! Guten Morgen, Landsmann!" — Und was er schimpft! Der Brotmangel, Brotmangel! Nichts mehr bekommt man ohne Brotkarte! nichts! nichts! Schuft! Schuft! — Fast spuckt er noch aus vor mir! —

„Aber entschuldigen Sie schon, i ch kann doch nichts dafür, i ch hab' doch nicht Krieg angefangen! Sie frecher Spatz! Sie ganz frecher Ulmer Spatz!"

— Ach was! Ich lass' mich heute überhaupt in keine Streitereien ein, ich hab' heute Urlaub! Ich unterhalte mich überhaupt lieber mit Finken und mit Meisen, jawohl zizigäh! Und überhaupt . . .! — Ich beruhige mich wieder, wie eine Amsel eine mir noch unbekannte Arie singt, anscheinend italienisch, wie die Amseln meistens, und daneben predigt vom Baum ein Star unablässig weise Lehren: „Also, Kinder, Flug in Linie, Richtung nach dem rechten Zugführer!"

„Falsch!" brülle ich ihn an, so daß er verdattert davonfliegt, „nach dem zwoten von rechts!" Das war nämlich mein Steckenpferd, drum wußte ich's ausnahmsweise besser! —

— Weit vor mir marschiert ein Trupp singender Soldaten. Das ist fast vom ganzen Männerchorgesang das Schönste: eine singende Kompagnie, weit genug weg. Meist sind die Marschlieder an sich schon klangschön, aber dann liegt auch in dem rauhen Männergesang immer etwas drin, was einen unwillkürlich packt. Es klingt wie ein Geloben, manchmal wenn verschiedene Lieder mehrerer Marschgruppen durcheinander schallen und die heraustretenden Bruchteile einander ablösen, so daß man das einzelne Lied nicht so erkennt, da klingt es wie Psalmenlieder von Kreuzfahrern. Ein kraftvoller Wille hebt sich im Singen aus der Schar, und vollblühendes Menschenleben und Menschenglück liegt darin, aber dahinter schiebt sich eine dunkle Zukunft, und besonders jetzt, wo es mit dem Geloben ernst wird, läuft auch schon der Tod gespenstisch nebenher. Das ist's, was einen so mächtig ergreift

und so schwermütig bang bewegt. — Und doch ist's ein fröhliches Lied, das sie singen! —

Da kommt auch schon die Stadt! Im Anfang ist man ja noch wie ein Dorfkind, das zum erstenmal von seinem Dorf in die große, schöne Stadt darf. Man staunt alles etwas fremd und befremdet an, die Häuser, die Elektrische, die Parkanlagen — und die wundernetten, zierlichen Dämchen französischen Einschlags. Sie gehen mich ja eigentlich nichts an, und doch tut es einem gut, etwas Hübsches, Zierliches wieder zu sehen und nicht immer bloß Kommißköpfe und Feldgrau bezw. Lehmgelb!

Zunächst ging jeder den gleichen Gang, in ein gutes Gasthaus zum Mittagessen, dann trennten sich die Geschmacksrichtungen. Aber das war unter allen Umständen ein guter Anfang, einmal etwas anderes als unsere ewige Feldkost zu essen und gar noch etwas schmackhafter zubereitet als von den sonst vortrefflichen Feldküchen. Auf dem Parkettboden und an einem weißgedeckten Tisch fühlte man sich ja schon wieder als Kulturmensch, freilich — auf dem Parkettboden rutschte man mit seinen genagelten Reitstiefeln aus, und auf das weiße Tischtuch verschüttete man totsicher etwas, man gab ja ganz besonders darauf acht und war dann eigentlich ganz erlöst, wenn das unumgängliche Unglück einmal geschehen war. Und wenn dann erst die in der Stadt liegenden Kameraden hereinkamen, alle in langen Hosen, geradezu gleißendem Schuhwerk, tadellosen Uniformen, da fühlte man so recht, daß man halt nur ein armes Frontticrchen war und drückte sich mit seinen schmutzigen, eingefetteten

Wasserstiefeln und seinen verschlissenen Kleidern bescheiden in eine dunkle Ecke! Aber die warme Suppe tat doch gut und ein frisches Bier dahinterdrein! — Es soll ja nicht mal sehr gesund sein, zum Essen zu trinken und dazu gar noch Alkohol! Aber gut war's! Das ist sicher, und im Krieg wäre ja manches Gesundheitsschädliche noch vorher abzuschaffen, z. B. das Pulver, oder der Haß, oder das Nachtwachen und manches andere mehr.

Eines beeinträchtigte das gute Mittagessen recht erheblich: das Stimmengewirr in dem Raum, das war mir so ungewohnt und verwirrend. Ich machte, daß ich aus dem Gemurmel und der Unruhe wieder herauskam und suchte die entlegensten Stadtteile auf, um nicht mehr so viel Menschen zu sehen und zu hören. Da hatte ich eben doch in der Stellung draußen meine schöne Ruhe — abgesehen vom Schießen, und das war dann ein richtiger Krach, kein so Kleingewirre.

— Aus einem kleinen Landhaus im Garten drin drangen Klavierakkorde heraus. Wie lange hatte ich kein Klavier mehr gehört! Wundervoll leicht und perlend, es war wohl phantasiert, Akkorde und Cadenzen. Ich blieb lange stehen, bloß um auch wieder einmal die Wohltat eines Dreiklangs zu genießen, harmonische Töne zu hören, und sie flossen so unbeschwert und mühelos heraus, wie Elfenmusik, wohl von einer Frauenhand! — Daß diese Welt des Zarten, Feinen und Schönen überhaupt noch weiterlebte und nicht erstarrt war in dem Unmenschlichen, erstickt war in dem vielen Blut! Daß dieses ganze Leben in der Stadt so

glatt, so ruhig und lächelnd weiterging und nicht weiß schwarz und schwarz weiß geworden war! Das wundert einen manchmal etwas, wenn man wieder aus einer schlimmen Sache herauskommt, man meint, mit einem selber müsse sich alles geändert haben! Und da merkt man gar nichts, wenigstens äußerlich, das Leben in den Straßen geht lächelnd und kokettierend weiter, was kümmert mich der Tod! Es fällt mir das Wort ein: „Ich will einen Hunger ins Land schicken....“, ist er jetzt da, oder ist der Weckruf noch zu schwach zum Aufwachen, Aufhören mit dem Alten und Mittragen am Neuen?! Oder kann der Mensch gar nicht immer wach sein und schläft schon wieder ein, bevor die Entscheidung, „die Stunde“, kommt? Gewiß, man kann ja den Ernst nicht immer tragen, und die meisten von uns verlangt auch, wenn sie in die Stadt zurückkommen, nach Heiterkeit und Abwechslung. Aber — der Krieg dauert schon zu lange, und da geht es mit ihm wie mit allem Großen, wenn es längere Zeit auf der Welt lebt. Erst erhebt es alles mächtig, reißt empor und putzt durch, es befreit von alten Ketten und überbrückt tiefe trennende Klüfte. Und alle Hellhörigen danken Gott, daß er der Welt so sichtbar Errettung und Erlösung geschickt hat. Und dann flacht's ab; es kommt doch nicht ganz so, wie man's gehofft hatte, der lichte Glanz der Begeisterung, der alles überhaucht hatte, verblaßt allmählich, und die alten Unebenheiten und Schatten treten wieder heraus. Die nachhaltige Wirkung auf die Masse bleibt aus; es scheinen nicht allzuviele zu sein, die Tiefes erlebt und das Große ganz er-

faßt haben, und eben nicht nur momentan mitschwingend, sondern es in ihr Leben und Sein bewußt übernehmend. Es sieht mit der Zeit aus, als wären die vielen, vielen Opfer nahezu umsonst gebracht, mindestens in gar keinem Verhältnis zum Ertrag, wie man ihn im gegenwärtigen Augenblick sieht. Und doch muß nach so einem Abflauen der großen Erhebung wieder ein Ostern kommen, ein Wiederauferstehen aus unsichtbaren Tiefen heraus, in denen sich die Saat unvermerkt erhalten und Wurzel geschlagen hat! —

— Einmal hatte ich Glück, ich kam an einer schönen gotischen Kirche vorbei und hörte drin die Orgel spielen, ging hinein und kam gerade mitten in eine große Messe mit Singchor, Orgel und Orchester; das war ein ganz besonderer Genuß! Früher im Frieden hätte ich's kaum länger ohne Musik ausgehalten, die gehörte mir zum Leben wie das tägliche Brot — es ging dann auch, als das Schießen die einzige Musik blieb, aber oft zwischendrin in der Schießerei sang's in mir ein Menuett von Mozart oder Haydn oder rauschte eine Beethoven-Symphonie oder eine Wagner-Szene auf. Und nun wieder wirkliche Geigen weich und schmeichelnd singen zu hören, wie sie wie feines Maß- und Rankenwerk sich um die Melodie der Menschenstimmen schlangen! Auch das Auge war gefesselt, der Altar schimmerte von den vielen Kerzen voll Licht und fließendem Gold, Weihrauchwolken stiegen an den Säulen auf und tauchten den Wald der Säulenkronen in feine Nebel. Durch die bunten Fenster drang farbig gebrochen der Sonnenschein herein

und tupfte auf Säulen und Weihrauchschwaden seine bunten Flecken. Während der Priester sang, hing mein Auge an der stummen Schönheit der Steine, wie mächtig aufstrebend die schlanken Bündelpfeiler in die Höhe schossen, in einer ununterbrochenen Linie, unaufhaltsam, und oben an den Kronen in zierliches Rippen- und Netzwerk auseinanderflossen. Die Wandflächen hatte der Wille der Gotik geschlitzt, zusammengerippt und in die Höhe gezogen; wie feine, langgezogene Fäden hing das Maßwerk verbindend noch zwischen den Rippen und in den Fenstern und umschloß die vielen bunten Gläser. Alles war so leicht, luftig und licht emporgehoben und doch durch die tiefen, satten Farben der Fenster und die Nebel in ein wogendes Halbdunkel gerückt. Darein tönten die Zwischenspiele der Orgel und das Klingen der Glöcklein und Schellen, das gab dem Ganzen etwas wundersam Märchenhaftes, Weltentrücktes, wenigstens mir, im Gegensatz zu der rauhen Wirklichkeit, aus der ich herkam. — Dann setzten wieder Chor und Orchester ein und trugen einen schwingend und schwebend weg von der Erde ins Schöne und Lichte hinein, und die Geigen schwangen sich leicht wie der Wille der Säulen mit auf, leuchtend von innerem Glanz wie die Farben der Fenster. — Nur den Christus am Kreuz mit seinen schmerzenvollen Zügen und seiner Dornenkrone konnte der Weihrauch und das Klingen nicht zudecken, der blieb inmitten aller weltlichen Schönheit als ein ernster Zeuge der anderen Seite des Menschenlebens — und, gottlob, auch der Erlösung daraus! —

Da kam eine schöne Chorfuge, das Thema im-

mer tief einsetzend, die Streichbässe gingen schnarrend mit, und die dicken Baßpfeifen der Orgel vibrierten eigentümlich erschreckt dazu. Wie „aus tiefer Not schrei ich zu Dir!“ klang es, und dann schwang sich das Thema hinauf, licht in die Höhe, und die Geigentöne zogen jubelnd drüber weg. Und so wogte es fugiert durcheinander, tiefe Not, allmählich erlöst zu lichtem Aufsteigen. Es erinnerte an irgend ein Jüngstes Gericht, etwa das von Rubens: dicke, mächtige Posaunenstöße, daß die Erde zittert und die Toten erwachen, und da steigen die Einen, die Heiligen, selig ins Lichte empor und dazwischen stößt es die Andern, die den Weg nicht fanden, tief hinunter in das Schreckliche, Unheimliche, in Angst und Zittern! Ich empfand beides so stark mit, so deutlich die Hölle, den Druck, das Beklemmende der tiefen Stöße, und ebenso das andere, die Sehnsucht, daraus erlöst und emporgehoben zu werden ins Reine, Unbeschwerte! —

Lange saß ich und träumte und starrte in die Schönheit hinein, am Schluß ging das Orchester in einen festlichen Marsch über, und in feierlichem Zug, mit Lichtern voraus und dahinter, trug der Priester die Hostie weg, hell klangen die Glöcklein und Schellen dazu! — und dann kam der Mesner und löschte das Leuchten und die Kerzen am Altare aus, langsam — eine — um die andere! — In mir war etwas Verdorrtes wieder lebendig geworden, ein Fließen und Rieseln von Tönen, ein sprudelndes Überstürzen von Klangfarben, das mich wieder ganz belebte: ich empfand es wie ein Baden der Seele. —

Wie ich aus der Kirche heraustrat, hörte ich

wieder starken Geschützdonner, und schon wieder packte einen die Unruhe, das ist jetzt sicher in unserer Gegend und sicher ist in der Batterie etwas los, und ich bin nun nicht dabei! Denn da vorne gehört man hin, und es ist einem doch nicht ganz wohl, wenn man nicht auf seinem Posten ist. Durch die lange Dauer und das enge Verbundensein miteinander empfindet man seine Batterie als das Zuhause, und, wenn man gerne auch mal was anderes sieht und wieder etwas Geistauffrischendes braucht — auf einmal sehnt man sich wieder aus der Stadt mit dem vielen Lärm, den vielen ganzen Häusern und den vielen unnötigen Menschen, hinaus zu seinen Kanonieren, zu seinen Geschützen, in seinen lieben alten Schmutz, seinen niederen, engen, aber gemütlichen Unterstand und seine Einsamkeit da draußen — und zu seiner Pflicht!

„Einspannen, und los heim!"

Siegesfeier im Graben.

Nun läuten alle Glocken von hinten zu uns in unsere Gräben vor! — Ein wundervolles, langentbehrtes Klingen und Schwingen von den vielen fernen und nahen Kirchtürmen herüber, wie wunderschön und farbenreich das klingt, die vollen, rollenden Akkorde, jeder anders und jeder so froh, so warm und so jubelnd, von Zuversicht und Glaube und Liebe singend, das andere alles muß plötzlich schweigen! —

Es fällt kein Schuß mehr; auch der Franzose stutzt. Unsere Leute sind alle aus ihren Erdlöchern

herausgekrochen und horchen auf in die schwingende Luft, und mancher faltet still und unbewußt die Hände. —

Wir waren gerade am Essen und ließen alles stehen und lauschten dem Glockengeläute. Wie lieb und traut das klingt, so nach Friede und Freude und Heimat — und die Sehnsucht wächst wieder in die Höhe und die lichte blaue Luft und streckt sich weit, weit nach Osten! — „Wenn's nur die Friedensglocken wären!“ sagt einer. —

Und doch tut es gut und sänftigt, dies Klingeklang — „gleich muß auch die Orgel machtvoll einsetzen, wie bei uns zuhause im Münster nach dem Dröhnen der alten Münsterglocken“ denkt man. — So lange hatten wir das Läuten nicht mehr gehört, nun kam es zu uns in den Schützengraben herübergeschwommen wie aus einer andern Welt! —

Und dazu plötzlich ein prächtig warmer Sonnenschein nach wochenlangem Regen, der alles wieder wärmte und wie streichelnd und segnend an einem niederrieselte — — nach wochenlangem Eingesperrtsein im dunklen Loch und grauen Regendüster und endloser, grundloser Nässe. Da war das Herz wohl auch etwas müde und kalt und matt geworden, mit Schrecken spürte man's, wo es sich jetzt wieder weitet und dehnt und sich mitaufschwingt. —

Immer noch schwellen die Wellen des Glockengesanges, und nun tönen von ferne auch noch Trompeten in den Überschwang von Klingen hinein, ich erkenne aus Bruchstücken die Weise: „Wir treten zum Beten vor Gott, den Gerechten“. Noch nie hat mich dies Lied, das sonst so arg abgedroschen wird,

so ergriffen, wie jetzt! Gott wollte uns wohl heute einen besonderen Sonnen- und Festtag schenken!

Regen.

Heute ist's ein schöner Tag! Es regnet, was vom Himmel herunter kann. So wertet der Krieg alle Werte um. Wie mißmutig war ich früher an einem Regentag! — Jetzt ist es mir ein Vergnügen — wenn es nicht zu lange dauert! — Schon heute früh, wie es in meinem Erdloch durch das Fensterchen in der Tür gar nicht recht Tag werden wollte und es draußen so lieblich gluckste und rieselte, freute ich mich: „Heute kannst du ausschlafen!" Bei dem Regen sieht man nichts, stürmt man nicht, schießt man nicht, kommt kein höherer Vorgesetzter, also habe ich doch recht, es ist ein schöner Tag! Man macht schon alles viel behaglicher und stürzt nicht gar so unbedächtig ins Kummet, wie an schönen Tagen, wo es eben immer schrecklich pressiert. Heute streckt man sich erst noch zweimal und gibt mit einem lauten Gähnen das Ankündigungskommando zum „Aufstehen nach Zählen". Dann wäscht man sich mit einer erhöhten Gründlichkeit und genießt den Kaffee, auch ohne Milch und Zucker, mit breitem Behagen, streicht sich sogar mit Fleiß und Vorbedacht noch ein „Gesälzbrot" dazu, heute hat man's ja verdient, es regnet ja! Und wie schön das windet und stürmt und pfeift! ein Prachtssturm! Auf meinem Hochstand, hoch in den Wipfeln einer 20 Meter hohen Eiche, ist, ganz abgesehen von dem Regen, rein nichts zu sehen. Da schwankt und rauscht alles

so durcheinander — offenbar auch aus lauter Freude, daß heute frei ist! — und wischt einem mit den Zweigen und Blättern immer über die Lücke weg, durch die man von seinem schwankenden Standpunkt hinaussehen wollte, wie ein Schulbub durch die schönsten Aufgaben an der Tafel mit einem nassen Schwamm kreuz und quer durchwischt: „Schluß für heute!“

Wie es da oben schaukelt und stößt, das ist ja allein schon eine Freude, aber wenn vollends rein nichts zu beobachten ist und man nach mäßigem Genusse des Schwankens bezw. vor Eintritt der Seekrankheit an den glitschigen Leitern wieder hinunterrutschen und sich mit dem allerruhigsten Gewissen in sein wind- und regengeschütztes Erdloch zurückziehen darf, das ist dann eben noch schöner!

Zunächst besinnt man sich, was man jetzt tun will — dazu müßte man sich eigentlich eine Zigarre anstecken, denn dann geht es leichter, aber ich rauche leider nicht. Man kann jetzt ja alles tun, nur nicht nach Hause fahren! — Schlafen? Das ist natürlich der erste Gedanke. Nein, dazu ist die freie Zeit zu kostbar! Also Briefschreiben! Denn das tut man, wenigstens an seine Frau, gerne, und die anderen Briefschulden drücken einen auch im Quadrat ihres Alters (vermindert um das Quadrat der seelischen Entfernung), aber immerhin, aufgeräumt damit! Dann wird einmal wieder zur Auffrischung des inneren Menschen ein gutes Buch gelesen und dann auch wieder einmal gründlich — geträumt! Dazu müßte man sich eigentlich wieder eine Zigarre anstecken, aber ich rauche ja leider immer noch

nicht! — Zum Träumen und Sichbesinnen kam man noch wenig. Das Wichtigste war immer die Tat und das Reflektieren meist nicht einmal erwünscht, das störte und hemmte einen nur. Jetzt ist man von vielem Erlebtem gottlob weit genug weg, daß allmählich auch das Verarbeiten einsetzt und bei manchem i s t's noch eine „Arbeit"! —

Wie schön war die Bahnfahrt gestern durch das schöne, sonnenglänzende Schwabenland! Man weiß es viel besser, für was man kämpft und hinauszieht, wenn man sein liebes Heimatland im Sonnenschein verläßt, und die Städte und Dörfer alle so schmuck und sauber daliegen, die Frauen und die Kinder winken, und alle Äcker und Wiesen und Gärtchen sind so sorgsam gepflegt und pünktlich bestellt, wie man's eben draußen nicht sieht. Man empfindet's viel mehr als ein teures Gut, das man schützen soll und mit aller Kraft auch schützen w i l l! — Gestern war ich also noch zuhause, umgeben von Sauberkeit und Wohlstand und Liebe, und heute wieder in Schmutz und Nässe — und der Franzose kann sogar heute, wo doch alle Welt, einschließlich mir, ihre Ruhe haben will, das dumme Schießen nicht lassen! — Na, er sieht ja a u c h nichts! —

Das zweitemal Abschiednehmen war mir schwerer gefallen, als das erstemal, und diesmal, zum drittenmal, ging's mir merkwürdig leicht; es lag eine Entwicklung dazwischen:

Vorbei durch grünendes, sonniges Land,
Vorbei durch braun-rote Wälder, —
Wie sind die zehn Tage vorübergerannt,
Nun ade, ihr Wiesen und Felder!

Der Himmel breitet sein leuchtendstes Blau
Wohl über die grünen Gefilde,
Die Luft ist lind und leicht und lau,
Und die Sonne lächelt so milde. —

Ich fahre so unbeschwert ins Feld
So jenseits von Trauern und Freuen:
Ich habe mein Sach' auf Gott gestellt
Und lasse nun ihn mich betreuen! —

Durch mein schmales Fenster sehe ich auf eine Lehmwand und drüber noch ein Stückchen Himmel voll schwarz-grauer Wolken, wenig Aussicht, und doch träume ich weit hinaus in alle die Gegenden, Wälder, Seen und Berge, wo wir im Frieden (— damals im Frieden! —) miteinander gewandert und so froh waren! Lauter Sonnenbilder sind's, die ich durch die dicken Regenschwaden durchleuchten sehe, und Hoffnungen und Entwürfe! — Es muß ja so vieles anders, besser werden nach dem Kriege, wenigstens bei vielen und hoffentlich auch bei mir! Mit wie viel Hoffen und bestem Wollen wird gerade die Jugend heimkommen, die im Kriege gereift ist und nun auch mitreden und mitschaffen will! — Und wieviel wird verwirklicht werden?! Wir Soldaten sprechen so manchesmal schon von den Friedensbedingungen, aber nur von Land und Festungen und Kolonien, aber von den innerpersönlichen und innerpolitischen Bedingungen, die wir von uns selber verlangen müssen und die nach dem Kriege doch ebenso zu einem dauerhaften Frieden nötig sind, sprechen wir wenig! —

Über allem Träumen hin ließen Regen und Sturm am Nachmittag doch nach, und ich mußte meinen luftigen Ausguck beziehen.

Allmählich zerriß die graue Wolkendecke da und dort, und der blaue Himmel schaute so ganz vorsichtig durch: „Ob man's wohl heute wagen darf, oder ob sie dann wieder so arg heraufschießen?!" Bald darnach surrte es auch schon wieder hoch droben und — das muß man den französischen Fliegern lassen, Schneid haben sie! — es zeigten sich trotz des noch recht zweifelhaften Wetters und starken Windes drei der kleinen, hellen Franzosen-Doppeldecker über uns. Sie blieben seelenruhig über unserer Stellung, trotzdem unsere Abwehrgeschütze immer wieder neue Sternbilder an den Himmel setzten und allmählich eine ganze Milchstraße von Schrapnellwölkchen den Fliegern nachzog. Es ist immer ein überaus spannendes Schauspiel, die Lage der Schüsse zum Flieger zu verfolgen: „Oh! der muß aber getroffen haben! — Ja, fliegst du denn noch nicht herunter?! — Aber, der!" — Es tat uns diesmal keiner den Gefallen! Aber prächtig war es, wie die Flieger heimflogen und der sinkenden Sonne nachzogen, in die wie flüssiges Gold gleißende Strahlenwand hinein! Darüber türmten sich glutrote Wolken und dann tönte es ab, je höher, desto weicher und sanfter gefärbt, bis violett und bleigrau. Ein Sonnenuntergang, genau wie früher im Frieden! Und doch empfindet man, selber auf der Schwelle stehend, alle Schönheit und Glut des Lebens so viel tiefer! Muß das schön gewesen sein, von einem gewagten und geglückten

Flug heil zurück und in diese Erdenpracht hineinzufliegen! Im Anfang war doch die Tat! —

Weihnachtsgedanken im Unterstand.

Bei uns ist's ja nicht, daß wir am 24. abends Weihnachten hätten! Wie's zuhause war, bis 5 Uhr ist's Werktag und um 6 Uhr wird's Festtag, da geht man in die Kirche und sucht in sein enges Herz etwas von dem Lichtglanz zu retten, der damals der Menschheit erschienen ist, und sucht dieses Wunder wieder lebendiger zu erfassen, nachdem in dem einen Jahr so vieles von dem hellen Schein in uns wieder verblaßt war. Und um ½8 Uhr brennt dann der Lichterbaum, und da freut man sich mit seinen Lieben. — Nein, sondern so vom 20. ab ist Weihnacht, wenn man gerade ein still besinnlich Stündlein hat und nach Hause träumt, wenn's im Ofen von brennenden Tannenzweigen riecht oder wenn „unser" Stern vom klaren Nachthimmel blinkt und winkt und grüßt! Oder wenn ein bärtiger Landwehrmann, die Pfeife im Mund, mit einem kleinen, kleinen Tannenbäumchen daherkommt, oder wenn einen einmal das Heimweh und die Sehnsucht nach Frieden packt oder man auch plötzlich einmal, man weiß fast nicht warum, aus tiefster Seele Gott danken muß, dann ist Weihenacht! Am 24. ist ja doch Gefecht oder mindestens erhöhte Feuerbereitschaft! —

— Eine kleine Weihnachtsfeier in kleinem Kameradenkreise, zu dreien, hatten wir doch in meinem Unterstand, d. h. es war eigentlich nur ein geselliges Beieinandersein, das sonst selten möglich

war. Am schönsten war's, wie geschwind die Erdöllampe zum Füllen hinausgegeben wurde — wir saßen im Dunkeln — durch das kleine, mit Tannenzweigen verhängte Fenster drang das Licht des Vollmonds, das außen hell auf dem Boden lag, herein und ließ die Schattenrisse der Kameraden erkennen. Dazu spielte ein Grammophon: „O du selige, o du fröhliche . . .“ und aus dem Dunkel kamen einem die Bilder aus den verflossenen Weihnachtstagen — ein kurzer, stiller Augenblick, dann kam das Licht wieder und ließ wieder alles hinter dem nackten Schein der Wirklichkeit verschwinden. —

Das ist ein Weihnachten! Meine ganze Stube zittert ununterbrochen von den schweren Einschlägen der französischen Granaten, es ist ein fortgesetztes Rollen und Donnern, zäsiert durch besonders mächtige Stöße der schweren Minen oder Mörsergranaten, die in das eintönige Trommelfeuer der kleineren Kaliber wie ungeschlachte Tollpatsche hineinpoltern und alles ersticken, zerdrücken, verschlingen und unter sich begraben. Das ist unser Glockengeläute zu Christi Geburt! — „Und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“ — Es tut einem weh um der Menschen willen — und um Christi willen! Man meint, er sei umsonst gegekommen und habe umsonst gelitten! Oder steht er nach diesem großen Leiden, das er — und er in den Seinen — noch einmal durchmachen muß, noch einmal von den Toten auf? Geb's Gott! —

— Im Freien ist das Zittern und Krachen nicht so schlimm, wie in dem Unterstand. Da drunten zittert alles mit, der Boden, die Wände, die Türe,

die Lampe und schier gar auch der Mensch, wenn auch nicht einmal gerade um sein armseliges Leben. Aber hier außen vibriert nicht alles so unter den Stößen mit, und dann hat man den großen, freien Himmel über sich und weiß, wenn sie da unten auch alles zusammenschlagen und ersticken, da oben in der klaren Himmelsluft hat's doch noch Platz und reine freie Luft zum Atmen — und aller Druck und Stoß und Zittern und alles Schwere fällt da ab von einem, wie ein drückendes Gewand. —

— Manchmal möchte man die Flieger beneiden, sie bekommen von dem Geschehen da unten nur den großen Gesamteindruck eines Bilds und müssen das Einzelne nicht so einzeln und nahe sehen — und helfen doch mit! —

— Manchmal ist das Schießen so toll und wild, die Wut aller bösen Gewalten so furchtbar entfesselt, daß man fast meint, das ist das Ende! Ärger toben kann „der Greuel der Verwüstung" nicht mehr, nun muß eigentlich nach dem großen, unbändigen Teufelswüten jäh und unvermittelt der Friede kommen, ich möchte sagen: das Reich Gottes kommen, wie ein sanftes, stilles Wehen! —

— Wenn ich am Tag in meinem Dienst stehe, so kommt mir manchmal auf Augenblicke alles so gottfern, so sinnlos und unverständlich vor, und ich spüre dann eine Spannung, eine Frage—? „Na, da kannst du dich heute abend drüber besinnen, jetzt ist Dienst!" — Und wenn es dann im Abenddämmern wieder ruhig wird, weil die Nacht mit ihrem Schleier die Streitenden trennt, und ich dann

in meinem Unterstand am Feuer sitze und mir alles zurechtreimen möchte — da lösen sich so sachte die verschlungenen Knoten, und es wird mir wieder alles so klar, dieses „Warum“ und „Wozu“. Da sehe ich auf einmal wieder hinter allem Gott als Ursache und als Ziel. Ich frage mich dann, was ist's denn, was ich ergründen wollte, und wo fehlt's denn eigentlich? Aber die Fragen zerfließen und die Nebel zerrinnen. —

— Es ist mir noch nie langweilig geworden, wenn ich abends allein in meinem Unterstand sitze, da kommen und gehen die Gedanken, besonders jetzt zur Weihnachtszeit! Meist wandern sie heim und setzen sich neben jemand, den man recht von Herzen lieb hat, und reden mit ihm, besser gesagt, mit ihr und wollen sie grüßen und trösten und streicheln — keins von den Worten paßt mir ganz, sie sind so plump und abgegriffen! — — Aber auch unangenehme Gedanken liegen draußen in der Nacht und springen herein, wenn der Wind die Tür aufreißt und den Schneewirbel hereinstößt, oder wenn ein Schießen die Stille stört. Ja, da steht der Krieg wieder vor einem und will, daß man sich mit ihm wieder auseinandersetze. Manchmal meine ich, ihn abspeisen zu können: „Na, nun könnte es wohl wieder Frieden werden, ich lerne jetzt nichts Gutes mehr dazu — und die andern auch nicht — ich weiß es jetzt schon längst auswendig, was wir alles von dir lernen sollen: Selbstlosigkeit, Opfersinn, Glauben, Vertrauen, vor allem Geduld und immer wieder Geduld! — Geh! pack' dich! Ich *will* nicht so viel lernen und *will* gar nicht so brav wer-

den!" — Manchmal meine ich, gerade das Widerspenstige und das Nicht-sich-fügen-wollen sei noch das beste an mir! — Am andern Tag kommt er wieder: Im Grunde genommen ist der Krieg doch nichts anderes, als bloß eine Steigerung einer Lieblosigkeit und Gottfremdheit, wie sie schon im Frieden zwischen den einzelnen und erst recht zwischen deren Summen, den Völkern, herrschte; das Geschwür ist nur aufgebrochen. Warum haben wir, die wir jetzt unter dem Krieg als der letzten Folge dieser Lieblosigkeit leiden, vorher im Frieden zu so vielem geschwiegen, wo wir wußten, daß es nicht sein sollte? — Geschwiegen und mitgetan natürlich auch! — Wie haben wir uns für unsere Person so vorsichtig auf die Seite gestellt, ich tue nicht mit, wenn es andere tun, so ist's denen ihre Sache, da sieh du zu! — Jetzt müssen wir mithalten und mittragen, ob wir wollen oder nicht, die wir uns vorher von der Gesamtlast und dem Gesamtlaster und -Leiden mehr oder weniger ferngehalten haben. Haben wir nicht mitgetragen, wo's uns persönlich noch nicht anging, so liegt es uns dafür jetzt um so schwerer auf den eigenen Schultern, dem einen mit Leiden und Tod, dem andern mit innerer Not, jedem nach Gottes Willen! —

— Daß wir Menschen, bewußt und wohl noch mehr unbewußt, so furchtbar von Gott abirren können, daß so schreckliche Opfer und Völkerkatastrophen, die wir mit dem gesunden Menschenverstand eigentlich als Unsinn empfinden und kaum mehr verstehen können, nötig sind, um uns von unserem Schlaf aufzurütteln und uns zu zeigen, wie wenig eigentlich

in unseren christlichen Staaten wirklich von Christi Geist lebendig war!

„Das Licht scheint in der Finsternis und die Finsternis hat's nicht begriffen.

Er kam in sein Eigentum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf.

Wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden!"

So lese ich. Die Sehnsucht nach Licht ist ja jetzt wohl in unser aller Herzen in dieser dunklen und stürmischen Weihnacht, und aus diesem Unfrieden möchten wir alle heraus! Die Saat ist ausgestreut und möchte treiben; nun kommt es auf den Boden an, wie er trägt! —

Stellungswechsel.

Unsere Abteilung stand schon den ganzen Morgen im Kampf, die eigene Infanterie kam in dem schweren Artilleriefeuer des Gegners langsam vorwärts, und wir konnten die feindliche Artillerie nicht recht fassen, weil sie zumeist außer dem wirkungsvollen Feuerbereich unserer leichten Feldhaubitzen stand. Wir ließen's dafür die feindliche Infanterie entgelten — nur war es so furchtbar schwer, auf die großen Entfernungen zu erkennen, ob es eigene oder feindliche Infanterie war, und so ließen wir manches lohnende, aber nicht sicher als Feind erkannte Ziel lieber unbeschossen, als uns der Gefahr auszusetzen, auf unsere eigenen Truppen zu schießen. Immerhin, die Infanterie bekam Luft und arbeitete sich mit der Zeit vor. Nun war es aber für uns

hohe Zeit, auch nachzurücken, um den Feind wirksamer fassen zu können und der eigenen Infanterie kräftigeren Rückhalt gegen die feindliche Artillerie zu geben.

Aber wohin und wie?! Die feindliche Artillerie sperrte mit ihrem Feuer alles zwischen der Infanterie und uns ab; über den Bach und auf die andere Talseite hinüberzukommen, war noch unmöglich, das ganze Tal lag so unter flankierendem Feuer und war vom Feind ganz eingesehen, das ging nicht! — Aber wenigstens eine Höhenwelle weiter vor, an den diesseitigen Talrand, mußten wir, koste es, was es wolle! Und gerade da streuten die Franzosen die einzig mögliche Stelle andauernd ab, sie kannten ja das Gelände genau und wußten noch besser wie wir, die wir fremd daher kamen, wo die einzig möglichen Artilleriestellungen in diesem schwierigen Gelände waren.

Zunächst ging's vor zur Erkundung der neuen Stellung; unser Major, der Adjutant und ich, wir kamen über die eingesehene Höhe gut weg, sahen aber gleich, daß dies für die Batterien unmöglich war; die mußten hinter der Höhe weit rechts ausholen, kamen dann wohl in einer Senkung gedeckt in das Dorf da rechts unten, und von da herüber an den Hang, dem wir zustrebten. Wir saßen noch in Deckung ab und sprangen die Höhe hinauf, die fortwährend von den Franzosen abgestreut wurde. Oben wollten wir gebückt vor, um zu sehen, ob man da beobachten konnte, unser Major mehr links, wir mehr rechts — da hatten uns die Franzosen auch schon gesehen und schickten uns gleich Brennzünder-

gruppen herüber. Wir warfen uns hin, nach der ersten auf und wieder weiter! Der Adjutant und ich waren gerade noch ziemlich außerhalb des Streuregens geblieben, aber unser Major mußte gerade mitten drin gewesen sein, wir sahen im Springen hinüber, er war wieder hoch, hinkte aber und rief auch schon: „Ich bin verwundet!" — Marsch, marsch hinüber und rechts und links untergefaßt; der eine Fuß blutete, aber mit dem andern ging's noch zu hinken, also so schnell wie möglich gestützt und gestolpert und gehüpft raus aus dem Hagel, den die Franzosen nachsandten, und vorerst mal in den kleinen Hohlweg hinein! Es pfiff und krachte fest hinter uns drein, aber zum Glück traf keine mehr, und wir konnten gerade noch schnell genug den Wegrain hinunterrutschen, da sahen sie uns wenigstens nicht mehr! — Eine talergroße, tiefe Oberschenkelwunde, direkt an der Hauptschlagader, also diese mit einem Riemen abgeschnürt, Notverband drauf und einer im Galopp weg, Arzt und Bahre holen!

„Ja, und die Abteilung! —?"

„Hauptmann N. muß die Abteilung übernehmen, der Adjutant dessen Batterie!"

Ich muß den neuen Abteilungsführer holen, unser Major sagt noch: „Hier kann die Abteilung nicht in Stellung gehen!" Der Franzose krachte und böllerte an einem fort her. Ich galoppiere weg und suche bei den Batterien den ältesten Hauptmann und brülle bei jeder: „Hauptmann N.!" Bei seiner Batterie ist er nicht. —

„Wahrscheinlich bei der 4ten! — He! halt doch! Ist's wahr, daß . . .?"

„Hab' keine Zeit!" und fort und brülle bei der nächsten!

Gelassen winkt der Zugführer nach vorne:

„Irgendwo da vorne! Was ist denn los?!" —

Wo jetzt suchen? Er hatte es scheint's schon erfahren und war auf einem anderen Wege vorgaloppiert. — Na, dann wieder vor auf dem anderen Wege! Ich komme an dem Divisionsstab vorbei und mache von dem Vorfall Meldung, da kommt von der andern Richtung auch der gesuchte Hauptmann, meldet das gleiche und meint:

„Die Abteilung kann da vorne schwerlich in Stellung gehen, die Höhe liegt zu sehr unter Feuer!"

„Die Abteilung muß da in Stellung gehen und zwar sofort!"

Also wieder Galopp vor! — Im Grund unten sehen wir die Bahre mit unserem Major zurückkommen; er hat uns bemerkt und winkt uns zu: „Gut Glück und Lebewohl!" — Wir winken wieder! — und weiter! —

„Dort ist die erkundete Stellung, und hier herüber muß wohl die Abteilung vor!" — Ich soll den Anmarschweg für die Batterien suchen und sie in die Stellung führen. — Vom Dorf bis zur Stellung, das geht, das ist leidlich gedeckt, allerdings herschießen tut's fest! Und von der seitherigen Stellung bis zum Dorf geht's auch, das hatte ich vorhin beim Zurückreiten gesehen. — Eine Batterie protzt auch schon auf und soll bis zum Dorf heranmarschieren. — Aber im Dorf! — Da sieht's übel aus! Am Dorfausgang liegt ein mächtiger Baum quer

über die Straße und Tote daneben, ich rufe ein paar Sanitätssoldaten heran:

„Zuerst jetzt den Baum weg! Da muß gleich eine Abteilung durch, das ist wichtiger, als alles andere!" — und klemme mich mit meinem guten, treuen Tier drüber weg! Aber jetzt! — mitten in der Straße drin hinter einander drei große Trichter von 28 cm-Granaten, in denen das ganze Geschütz versinkt! — An zweien kommt man zur Not mit dem Geschütz noch vorbei, aber beim mittleren rutscht es hinunter, das geht nicht! — Weiter unten ist alles überschwemmt, der Mühlkanal ist zusammengeschossen und die ganze Straße unter Wasser! — Das macht schließlich nichts, aber das Granatloch! — —! Also einen anderen Weg suchen! Ich galoppiere herauf und hinunter, — es geht nirgends durch! —

Die Batterie kommt schon und bleibt an dem Granatloch stehen. Der nachführende Offizier ruft natürlich in sehr entrüstetem und vorwurfsvollem Ton zu mir herüber:

„Na, wie nu weiter?"

Ich schreie ebenso wenig sanft hinüber:

„Die Batterie muß da durch, es gibt keinen andern Weg!"

„Also, runter die Kanoniere! Spaten und Pickel her, und eingeworfen, aber schnell!"

Fieberhaft schaffen die Leute, reißen Mauern ein und werfen die Steinklötze hinunter in das Riesenloch, das sich gar nicht füllen lassen will. Der Batterieführer, der in die Stellung vorausgeritten war, kommt herangesprengt:

„Vorwärts, Leute! Wir müssen hinüber!“

Dabei streut der Franzose fortgesetzt den Weg bis zum Dorf ab und die schweren Einschläge kommen immer näher zu uns heran! — Eine ganze Anzahl eben verwundeter Infanteristen kommt vorbei: „Es muß noch eine verborgene Leitung im Dorf liegen, wir standen in Reserve vor dem Dorf, und wo wir uns decken wollten, kam sofort ein Schuß hin, eben hat's wieder 17 Mann umgerissen!“

Mir wird's schwül! — Wenn's jetzt der Franzose erfährt, wie wir zwischen den Häusern eingeklemmt stehen, dann kommt aus dieser Mausefalle kein Geschütz mehr heraus! —

„Voran, wir sollen schießen, voran!“ —

Endlich ist das Loch dreiviertel voll. —

„Geschützweise drüber weg!“ — und mit erbarmungslosem Pritschen und Peitschen wird ein Geschütz nach dem andern glücklich durch das Loch gerissen. Die Kanoniere schieben und alles brüllt „hütt!“ und „hott!“ und „vorwärts!“ — durch muß es!

An dem Dorfausgange sammelt sich die Batterie. Jetzt aber über das besonders gefährdete Wegstück weg, was die Pferde laufen können! —

Ich hätt's nie geglaubt, aber es wurde kein Mann und kein Pferd getroffen! Dann kam noch ein für Pferde und Kanoniere ungemein anstrengender Anstieg den Hang hinauf, alles im Feuer! Beide, Mann und Pferd, mußten das letzte hergeben — und es ging!

Die Batterie war in die befohlene Stellung gebracht und schoß, die andern kamen auch schon heran,

die Hindernisse waren bezwungen, nun kam der Feind daran! Sein Feuer gegen unsern Höhenrücken begann natürlich jetzt erst recht, nachdem er merkte, daß uns der Stellungswechsel doch geglückt war und wir hinter dem Höhenrücken saßen. Aber man hatte ja seine Deckung am Geschütz und schanzte gleich weiter — und die Volltreffer! — Deshalb war man Artillerist! —

Wir kamen im Ganzen sehr glimpflich davon, und der Franzose durfte es ja auch spüren, daß wir ihm näher auf die Haube gerückt waren. Er baute ab, und in der Nacht machten wir schon wieder einen Stellungswechsel nach vorwärts, hinüber über das Tal!

„Heimgekommen."

Wir waren beide infolge der Anstrengungen der letzten Wochen zusammengebrochen und kamen miteinander in ein Kriegslazarett hinter der Front. Mir hatte den letzten Treff ein gewaltiger Hexenschuß gegeben und meinem Kameraden, glaube ich, Ruhr und Fieber. So lagen wir unverwundet, aber doch halbtot, im Bett und waren froh, einmal ein paar Stunden nichts zu „müssen", einfach stillzuliegen, zu vergessen — und endlos schlafen zu können! —

Aber die erste Nacht wurde es noch nichts damit, es hatte am Abend noch ein Sturm stattgefunden, und da schleppten die Automobile schon die Verwundeten und Sterbenden herein. Wir waren erst allein in unserem Zimmer gewesen, auf einmal war es dicht voll! Und dicht voll Ach und Weh und

Stöhnen! Wie einem das wieder die Stimmung niederdrückte, dieses grausige, abgerissene Lied von Seufzern und Schmerzen, dem man glaubte für eine Zeit glücklich entronnen zu sein! Nun war's wieder da, grausiger als je! Und wie entsetzlich das stank, als die Notverbände gewechselt wurden, nach geronnenem Blut, Schwefel und verbranntem, verfaultem Fleisch! Rechts neben mir lag einer mit einem Lungenschuß; er redete kein Wort mehr, ich wußte nicht, war er noch bei Besinnung oder nicht? Aber schauerlich war es anzuhören, wenn die „falsche Luft“ aus der Wunde rasselte! Und links neben mir hatte einer eine schwere Querschlägerwunde am Bein, dabei war scheint's ein Nerv verletzt, denn er hatte unerträgliche Schmerzen. Ich merkte wohl, wie er sie verbeißen wollte, aber dann preßte sich doch wieder ein verzweifeltes Stöhnen und Wimmern heraus, es war selbst zum Mitanhören schwer! — Ich schämte mich dazwischendrin, was ich konnte, so ganz unverwundet danebenzuliegen und anderen womöglich den Platz wegzunehmen; am liebsten wäre ich auf und wieder vor zum Regiment — aber es ging halt nicht, ich mußte mich bescheiden — und weiter zuhören! Schlafen konnten sie mit ihren frischen Wunden und ihrem Wundfieber ja doch nicht, so erzählten einander die leichter Verwundeten die ganze Nacht noch voller Kampfesbegeisterung und Erregung von dem Sturm und ihrer Verwundung, von dem Blitzen und Krachen — und von den Gefallenen! Dazwischenhinein verröchelte wieder einer, oder schrie einer in seinem Delirium, oder stöhnte einer seinen Schmerz hinaus,

dann war wieder eine Zeit lang wie andächtiges Schweigen. — Aber dann sprach man doch wieder weiter, um den Schmerz eher zu vergessen, die endlos lange Nacht ging doch leichter vorbei! Gegen Morgen wurde auch mein armer Nachbar zur Rechten still, die wunde Brust quälte sich nicht mehr ab, er war tot!

Das war der erste Tag, nachher kam's besser. Wir sollten zurückgebracht werden, aber wir wollten um alles nicht weiter vom Regiment weg. Schließlich durften wir dableiben, bekamen zusammen ein eigenes Zimmer und, je mehr wir wieder zu Kraft kamen, desto schöner wurde es! Wir waren ja seither so unter dem steten Druck der täglichen Anstrengung und Gefahr gestanden, daß man gar nie recht zum Überdenken und Verarbeiten des ganzen Geschehens kam. Wir steckten auch viel zu sehr drin in der Erfüllung an sich kleiner, unbedeutender Pflichten, als daß wir recht zu einem Überblicken und größeren Erfassen der großen Zeit gekommen wären. Man hatte nur ganz selten das Erhebende gefunden, das in den für uns alltäglichen und mühseligen Kämpfen, von der Ferne gesehen, liegt. Die letzte Minute vom Wachsein war Dienst, und dann fiel man um und schlief. Nun kamen wir uns nach all dem vor, wie aus einem schweren Traum erwacht und empfanden das Leben wieder mit einer unendlich tiefen Freude wie neu geschenkt. Zudem war's gerade Herbst, wundervoller, leuchtender Herbst; mit welchem Entzücken wir da die Wälder von unserem Fenster aus sich verfärben und sich schmücken sahen, so schön wie noch nie! Es lacht ja keinem das

Leben so süß, wie einem aus dem Tod Genesenden, und keiner empfindet es so tief und so reich und hört so hellhörig hinein in alles, wie wer es fast verloren hatte — und wir hatten es wenigstens innerlich verloren! Wie sang diese prunkende, prangende Pracht da draußen in unseren Herzen mit, und wie füllte uns die liebe, warme Sonne, deren Strahlen wir wohlig an uns niederrieseln fühlten, mit neuer Kraft und Lebensfreude, wir waren wie neugeboren! Bei meinem Kameraden kam noch dazu, daß er so richtig frisch verliebt war und wenn er dann immer wieder einen Brief in der Hand hielt und strahlend durchflog, dann war das Glücksgefühl, auf dieser schönen Erde zu sein, zu lieben und noch zu leben, zum Überströmen voll! Dann rief er mir oft herüber — wir dachten damals ja alle, der Krieg kann nicht mehr lange dauern —: „Du, die Freud', wenn wir heimkommen!" Was haben wir geträumt und uns gefreut aufs Heimkommen! Geschwind noch nach Paris und dann heim! „Die Freud', es ist nicht auszudenken!" — Ich wußte schon, was er sich ausdachte, ich hatte ja schon mein Glück und freute mich ebenso kindisch!

Nach 14 Tagen kamen wir miteinander wieder zum Regiment und machten wieder manches durch. Er war manchesmal in Gefahr und kam immer glücklich davon. Des Morgens noch war er im Schützengraben im Feuer, und da traf es ihn nicht; hinten in seiner Hütte, wo man als sicher galt, legte er sich zum Schlafen, und da riß ihm eine Granate die Schädeldecke ab, er war sofort tot. —

Wir überführten ihn zum Bahnhof, voraus

ein Zug Kanoniere mit „Gewehr über“, dann das schönste Sechsgespann der Batterie mit dem eichenlaubgeschmückten Sarg, dahinter seine Kameraden und die Batterie. Die Kanoniere mit dem langsamen Gleichschritt, den straff geradeaus blickenden Köpfen machten einen ungemeinen Eindruck von Ernst und Trauer, so daß die schönen Pferde und der geschmückte Sarg in dem hellen Sonnenschein fast wie lieblich und freundlich aussahen. Es war mir um den Sarg herum keine Trauer. Ich mußte an einem fort an seine Worte denken, die er damals so oft sagte: „Du, die Freud', wenn wir heimkommen!“ Nun hatte er's ja, schöner, als er's damals dachte und wünschte: Die Freud', wenn wir heimkommen! Ich beneidete ihn in diesem Augenblicke trotz meines Glücks auf Erden mit aller Kraft um sein Los, daß er so schnell und leicht gestorben und mit einem vollen Wurf und einem ganzen Opfer das erreicht, um das wir Hinterbliebenen uns in einem langen, mühseligen Leben noch quälen und was wir vielleicht doch nie erreichen werden!

Es war mir mehr als eine „militärische Ehre“, wie die Kanoniere vor der Leiche präsentierten und wir grüßten, als sie in den Wagen gehoben wurde. Es war wie ein ehrfürchtig Stillestehen vor dem, der nun uns voran durch den Tod hindurchgegangen! —



Ein treuer Bursche.

Von Leutnant J. F.

Wir lagen nach heißen Gefechtstagen in einem flandrischen Dorf. Es waren blutige Tage gewesen, aber der Sieg hatte unsere Fahnen begleitet und einen neuen Lorbeerkranz dem jungen Regiment auf das Haupt gedrückt. Wir hatten die zerschossenen Türme des heißumkämpften Ypern in greifbarer Nähe vor uns gesehen, wenn wir auch in die tote Ruinenstadt am Yserkanal unsern Fuß noch nicht hineingesetzt hatten. Aber wir hatten sie wenigstens gesehen, die Stadt der Tuchmacher, und nun hielten wir vor ihren Mauern scharfe Wacht. Und hinter uns im großen Friedhof von Flandern ruhte mancher der Kameraden, dessen Auge im Tode gebrochen war, ehe es einen Blick in die Stadt des Kampfes hatte tun dürfen. Der Tod von Ypern hatte reiche Ernte unter Freund und Feind gehalten. Über den Heldengräbern tobt der Kampf weiter, und auch das schlichte Kreuz von Holz kann nicht immer den schlafenden Helden die Ruhe und den Frieden sichern.

Nun ruhten wir Lebenden im flandrischen Dorf-

frieden und in der Maiensonne aus und begannen uns wieder als Menschen zu fühlen. Wir konnten nicht genug staunen. Es gab also wirklich noch Dörfer ohne Schutt und Qualm, ohne Blut und Leichen? Und daß die Bäume blühten und grünten, und Kinder sangen und sprangen, das erschien uns als das lieblichste Wunder. Wir genossen halb träumend, halb ruhend all die süßen, längstentbehrten Herrlichkeiten, und wenn wir abends beim Feuer zusammensaßen, dann konnte wohl einer das Stillschweigen brechen und die Worte in unsern Kreis werfen: „Es ist so schön wie daheim.“ Und jeder von uns sah sein Heimatdorf oder ging in Gedanken durch die Straßen seines Städtleins, schaute hinter die Fensterläden und kostete den ganzen Zauber der Heimat, der süßen Heimat.

Wir mußten staunen und an manches geradezu Neues uns gewöhnen. Wir hatten auf einmal nicht bloß ein festes Dach über unserm Haupt, sondern auch ein Bett oder so etwas ähnliches unter unserem Leib. Daß man in einem weichen Bett mit Kissen und Decken sogar schlafen könne, mußten wir uns versichern lassen, um es zu glauben. Bald allerdings ist auch in diesem Stück die praktische Erfahrung dem Glauben zu Hilfe gekommen. Daß es tatsächlich Leute gibt, die sich jeden Tag waschen, ohne vorher Schützengräben ausgehoben zu haben, erschien uns fast gar unmöglich. Wir mußten uns zum täglichen Gebrauch von Waschwasser und Seife geradezu überreden und zwingen. Es erschien uns beinahe als unkriegerische, weibliche Verweichlichung und Eitelkeit, täglich einige Minuten der Pflege des

äußeren Menschen zu widmen, anstatt zu schlafen und zu essen. Einer meiner Leute hat seine Anhänglichkeit an die flandrische Erde in den klassischen Ausdruck gebracht, als ich ihn zum Baden aufforderte: „Herr Leutnant, dem Dreck muß ich dankbar sein, den will ich behalten, denn er gibt mir so fein warm.“ Es hat aber nichts geholfen, denn beim Militär hat nicht das Gefühl recht, sondern der Herr Stabsarzt, und der gibt den Badbefehl.

Wir kamen uns bei all dem friedlichen Leben — nur fern hört man Kanonendonner — wie im Märchen vor, und wir fürchteten beim Erwachen die kalte Wirklichkeit eines nassen, schlüpfrigen Schützengrabens. An den Häusern vermißten wir die Granatlöcher und fanden es überaus langweilig, immer durch die Türe das Haus zu betreten. Und der blaue, sonnige Himmel als eigentliches und einziges Dach über einem Hause erschien uns viel poetischer und luftiger wie ein rotes Ziegeldach. Allerdings, wenn wir uns an einem grauen, regenschweren Tag unter ein unpoetisches Ziegeldach flüchten konnten, wurden wir auch den Vorzügen einer solchen Bedachung gerecht und waren geneigt, sie über eine Zeltbahn, den Regenschirm des Soldaten, zu stellen.

Die seltenste Erscheinung waren für uns nicht etwa die blühenden Bäume und die unversehrten Häuser, auch nicht die Seife und der Badezug, sondern die Menschen. Wir staunten den belgischen Zivilisten in all seiner Pracht und Herrlichkeit wie ein Wunderding an, noch wunderbarer erschienen uns die Frauen, und am wunderbarsten die Kinder. Und mit dem größten Wunder, mit den Kindern,

haben wir uns am schnellsten abgefunden. Vielleicht deswegen, weil Kinder und Feldgraue in Wechselbeziehung zu einander stehen, und man ohne Schwierigkeit die beiden Namen nach Belieben dem einen oder andern geben kann. Zwischen der Kinderschar des Dörfchens und unsern Feldgrauen entstand bald eine gewisse Kameradschaft, die allerdings von unserer Seite manchmal handgreiflich wurde. Und die militärische Erziehung durch unsere Feldgrauen wird dem späteren belgischen Unterrichtsminister, falls es je wieder einen solchen geben sollte, noch manche Sorge und unruhige Stunde bereiten. Denn dann wird er dem „Militarismus" im eigenen Land zu Leib rücken müssen. Und den belgischen Buben ist es doch schon in Fleisch und Blut übergegangen, Griffe zu machen und Parademarsch zu klopfen. Sie sind in dieser Hinsicht fast militärischer, als wir es draußen sind.

Der Aufenthalt in dem flandrischen Dörflein tat uns allen an Leib und Seele gut. Man begann wieder aufzuleben und auch für seinen äußeren Menschen zu sorgen. Daher machte ich mich auf die Suche nach einem neuen Burschen, nachdem ich mich eine Zeitlang mit einem Aushilfsburschen begnügt hatte. Mein erster Bursche, mit dem ich ins Feld gerückt war, hatte in den Kämpfen um Ypern einen ungefährlichen „Heimatschuß" abbekommen. Es war ein guter Bursche gewesen, er hatte treu für mich und meine Stiefel gesorgt, und ich gönnte ihm von Herzen den Abstecher in die Heimat. Aber wer sollte an seine Stelle treten? Eine Burschenwahl will reiflich überlegt sein: ein schlech-

ter Bursche kann seinem Herrn das Leben so sauer machen, wie eine nicht häuslich angelegte Frau ihrem Mann. Allerdings ein Gutes hat der Offizier voraus: er kann dem mangelnden Willen des Burschen durch ein strammes Kommando und gelegentliches Nachexerzieren nachhelfen. Doch in diese Verlegenheit bin ich glücklicherweise nie gekommen.

Um meine Wahl besonders gut zu treffen, hatte ich die „Kompagniemutter", den Feldwebel, zu Rate gezogen. Die Leute der Kompagnie waren mir noch ziemlich unbekannt, da ich erst kurz vorher von einer andern Kompagnie gekommen war. Eines schönen Nachmittags — ich lag eben in süßem Nichtstun im Gartenhäuschen unseres belgischen Quartierwirts — nähern sich Schritte. Halb im Schlaf vernehme ich: „Gestatten der Herr Leutnant, daß wir eintreten?" Jedenfalls habe ich zum Eintritt meine Einwilligung gegeben, denn der Feldwebel tritt mit einem Mann ein, nachdem er die Tür aufgemacht, d. h. die Zeltbahn aufgehoben hat, die eine Türe vorstellen soll.

„Hier bringe ich den neuen Burschen."

Gleichzeitig tritt der Bewerber vor und meldet in militärischer Haltung: „Grenadier Gottlob Schmid III meldet sich als Bursche beim Herrn Leutnant."

Mir fällt unwillkürlich der Scheffelvers ein: „Ein deutscher Sklave, Schmid geheißen" und ich überlege mir: Vorname und Geschlechtsname sind ebenso deutsch wie vertrauenerweckend, der Mann selber macht einen guten militärischen Eindruck. Ich erfahre durch meine Fragen, daß Schmid aktiver

Soldat im dritten Jahr ist und daß er in den Argonnen im August schwer verwundet wurde. Außerdem stellt sich heraus, daß Schmid schon in Friedenszeiten von keinem Geringeren als einem General zum Burschen ausersehen und bereits im Generalshaushalt eingelernt worden war. Dadurch erscheint mir mein Kandidat in immer rosigerem Licht, zumal ich an den leuchtenden Augen sehe, daß das Herz bei der Sache war. Mein Entschluß war gefaßt:

„Gut, Schmid, Sie sind von heute ab mein Bursche, dort sind meine Stiefel zum Putzen."

Nach einer Viertelstunde bringt mein Schmid die Stiefel in einem geradezu überirdischen Glanz strahlend. Unwillkürlich frage ich: „Was sind Sie eigentlich in Zivil?"

„Hafnergeselle, Herr Leutnant."

„Aha," denke ich, „daher die Fertigkeit, mit Lehm und Wichse umzugehen." Ich beglückwünsche mich im Stillen von neuem zu meiner Wahl, und was meine Stiefel betrifft, so haben sie unter Schmids sachverständiger und sorgsamer Hand ganz entschieden an Lebensdauer gewonnen.

Schmid trat nun in den Kreis der „Burschenschaft" ein. Wir Kompagnieoffiziere lebten zusammen in einer Stube, die Burschen, mit dem Sammelnamen „Burschenschaft" bezeichnet, hausten nebenan in der Küche. Schmid war bald das unumschränkte Oberhaupt unter den Burschen, obwohl er der Jüngste war. Aber seine Kenntnisse und sein Wissen, das er aus dem Generalshaushalt mitgebracht, hatten ihm Macht und Ansehen verschafft. Bald spürten

wir die organisatorische Tätigkeit, die nicht bloß auf die Umgruppierung der verschiedenen Lagerstätten beschränkt blieb. Der aktive Soldat in Schmid brachte Schwung in die etwas verbummelte Burschenschaft. Unsere Verpflegung, die seither ausschließlich von der Feldküche bestritten worden war, wurde mannigfaltiger. Schmid war zwar kein eigentliches Kochgenie, obwohl er einen ganz trinkbaren Kaffee zu brauen verstand, aber er entdeckte einen Kochkünstler in der Kompagnie und zog ihn als „kulinarischen Attaché“, wie wir ihn nannten, in den Kreis der Burschenschaft. Durch persönliche Bekanntschaft mit den verantwortlichen Organen wußte sich Schmid verschiedene Rohprodukte zu verschaffen, und eines schönen Tags wurden wir mit einem geradezu schwelgerischen Mittagessen überrascht: Reissuppe mit Rindfleisch (aus der Feldküche), Braten mit Kartoffelsalat und Pfannkuchen, als Nachtisch Rettiche, die Schmid in Belgiergärten selber gezogen und — Weißbrot von der weißesten und feinsten Sorte. Aber das Weißbrot staunten wir am meisten. Woher kam das Weißbrot? Es blieb uns zunächst ein Rätsel, da Schmid jede Auskunft verweigerte und ganz geheimnisvoll tat. Jedenfalls ließen wir uns das Weißbrot trotz der rätselhaften Herkunft recht schmecken. Im Lauf der Zeit, als das Brot längst gegessen war, erfuhren wir allerdings, daß Schmid einem Beerdigungskommando, das von der Kompagnie gestellt werden mußte, aufgetragen hatte, im Tornister und Brotbeutel der zu begrabenden Engländer nach Weißbrot zu fahnden — allem Anschein nach mit gutem Erfolg.

Besonderen Wert schien mir Schmid auf einen guten Kaffee zu legen. In dieser Hinsicht herrschte unter uns eine geradezu wunderbare Einheit des Geschmacks, zumal, wenn man bedenkt, daß wir alle Schwaben waren, und zwei Schwaben (bekanntlich) mindestens drei verschiedene Köpfe (und Meinungen) haben. Daher war uns das Kaffeefeuer ein Sinnbild der Einigkeit, und wir haben dieses sinnbildliche Feuer, das gleichzeitig eine so willkommene Wirklichkeit schuf, selten ausgehen lassen. Eine gewisse Berechtigung zum Kaffeetrinken war auch dadurch gegeben, daß das belgische Trinkwasser größtenteils schlecht war.

Noch mehr persönliche Mühe als auf den Kaffee, der unter Umständen auch von einem andern Burschen angesetzt werden durfte, verwandte Gottlob Schmid auf das Kaffeegebäck, die „Handgranaten", so genannt nach ihrer Form, ein belgisches Bäckererzeugnis, das zeitweise geradezu durchschlagenden Erfolg bei uns hatte. Nie habe ich meinen Schmid so hoffnungslos gesehen, wie damals, als der Marketender bereits alle „Handgranaten" verkauft hatte und Schmid mit vollem Geldbeutel, aber leeren Händen abziehen mußte.

Ich würde entschieden die Arbeit meines Burschen einseitig schildern, wenn ich nur seiner Sorge um den Magen gedächte. So wichtig wie die Magenfrage — und sie ist für einen Soldaten gewiß wichtig — war für ihn die Frage: Was werden wir anziehen? Meine Stiefel wurden zunächst dem Kompagnieschuster übergeben, der daraufhin von mir einen Tag Urlaub erbat, um in der nächsten bel-

gischen Stadt Leder einzukaufen. Meine Reithose nahm Schmid selber in Arbeit und setzte ihr an einer schadhaften Stelle einen sichtbaren Flecken ein. In meinem Stiefelsack und Koffer wurde militärische Ordnung und Übersichtlichkeit eingeführt, nachdem bedeutsame Umgruppierungen vorgenommen worden waren. Ja, die organisatorisch-ordnende Tätigkeit scheint dem Deutschen im Blut zu stecken. Der überaus nüchterne Inhalt des Koffers wurde durch eine Sammlung belgischer Spitzen vermehrt, die Schmid um billiges Geld bei den Belgierinnen der Umgebung erhandelte. Bei dieser Gelegenheit entwickelte er neben Sparsamkeitssinn einen für den Hafnergesellen überraschenden Geschmack und Mustersinn.

In der Zwischenzeit waren wir wieder näher an die Front gerückt und lagen in einem verlassenen und zerschossenen Belgierstädtchen in Reserve. Die Kompagnie hatte sich in einem verhältnismäßig guterhaltenen Hof häuslich eingerichtet, d. h. wir hatten das Dach umgedeckt, sodaß man selbst im Zimmer ohne Zeltbahn über dem Haupt bei Regenwetter leben konnte. Ein ehemals schöner Garten lockte uns besonders zur Tätigkeit. Mit natürlichem Geschmack schuf Schmid mit anderen eine neue Gartenanlage um unsern Hof. Allerdings wurde dabei nicht einseitig der rein künstlerische Standpunkt betont, sondern in bunter Mannigfaltigkeit ließ man Pflanzen zum Ansehen und zum Genießen schön nebeneinander wachsen. Für unsere Gartenanlage war es von Nutzen, daß eine eigentliche Gärtnerei am Platz war. Im Lauf des Kriegs war sie aller-

dings ein wüster Granatenkessel geworden, und die Blumen, die trotzdem ihr Grünen und Blühen nicht vergaßen, erschienen mir in dieser Umgebung als Gruß aus einer andern Welt. Ich weiß nicht, warum die Engländer mit ihren schweren Schiffsgeschützen Tag für Tag gerade in die Gärtnerei hineinschossen. Vielleicht wollten sie dem armen Belgier das Umgraben sparen. Der Gärtner tat mir manchmal leid, zumal als ich hörte, daß er im nächsten Dorf hinter der Front das Ende des Kriegs abwarte, um dann wieder seiner Blumen und Bäumchen zu warten. Eines schönen Tags im Mai erschien er sogar mit einem Bruder, von uns als Zivilist angestaunt und beargwöhnt, um notwendige Frühjahrsarbeiten in seiner Gärtnerei vorzunehmen. Er hatte dazu vom Generalkommando die Erlaubnis erhalten. Es war das erste Wiedersehen mit seinem Hab und Gut, das der Gärtner in Kriegszeiten erlebte. Der Mann weinte, als er den Greuel der Verwüstung sah, die Engländer hatten ihm mit ihren 28 cm-Granaten die Frühjahrsarbeiten erspart.

Gerade diese Gärtnerei war für die deutschen Soldaten eine unerschöpfliche Fundgrube, aus der die schönsten Schätze gefördert wurden. Es war rührend anzusehen, wie die Gräber und kleinen Friedhöfe der gefallenen Kameraden, die im Winter so kalt und verlassen erschienen waren, mit Blumen und Maiengrün geschmückt wurden. Die Lorbeerbäume und Edeltannen und die vielen Blumen, die mitten im Kanonendonner auf dem belgischen Gärtnereiboden sproßten, wurden von deutschen Soldaten ausgegraben und den toten Kameraden als

Gruß gebracht, als Gruß der Liebe und Treue von denen, die noch einmal des Frühlings Harfenton hatten vernehmen dürfen. Wie manchmal freute ich mich des Nachtigallenschlags in unserem Wald, der nur kurze Zeit schwieg, wenn der Donner der Geschütze grollte. Selbst durch den Kriegslärm ließen sich die Vögel von ihrem Nest und aus ihrem Wald nicht vertreiben. Die Heimat scheint auch für die unverständige Kreatur eine goldene Fessel zu sein.

Der Treuesten einer, wenn es galt, das vergessene Grab eines Kameraden zu schmücken, war mein Bursche. Wo eine schöne Blume in einem verwahrlosten Bauerngärtchen blühte, entdeckte er sie und holte sie für die toten Helden. Und in dieser zarten Fürsorge war er nicht etwa eine seltene Ausnahme, sondern einer von vielen. Wer überhaupt den tiefsten Unterschied zwischen uns Deutschen und unsern weißen und farbigen Feinden kennen lernen will, der trete mit offenen Augen an die Soldatengräber und Soldatenfriedhöfe. Der Unterschied ist so augenscheinlich, daß man sich fragt: woher kommt diese Gefühlsroheit unserer Gegner ihren eigenen Landsleuten gegenüber, wie bringen sie es fertig, einen Kameraden in die Brustwehr einzubauen und ihm nicht einmal genügend Erde auf seinen toten Leib zu legen? Woher diese Gefühlsroheit, während unsere Leute ihr Leben wagen, um dem Kameraden ein ehrliches Grab zu graben? Ich denke an den gefallenen Jäger, der bei einer Patrouille vor unserer Stellung gefallen war. Freiwillige krochen im Dunkel der bergenden Nacht hinaus und holten unter unsäglichen Mühen den Toten über das Draht-

hindernis herein. Wir gruben dem Kameraden, dessen Namen wir nicht kannten, am Rande unseres Tannenwäldchens ein Grab, als Jägersmann ruhte er nun in seiner Waldheimat. Als unbekannter Held stand er auf dem Holzkreuz verzeichnet, und doch war er uns allen ein lieber Freund, bei dem wir in stillen Stunden Einkehr zu halten pflegten. Manchmal sah ich den einen oder andern meiner Leute, wie er mit liebevoller Hand einen neuen Stock Schlüsselblumen auf das Grab pflanzte oder einen Tannenzweig niederlegte und dann sinnend am Grab stand. Wie mancher mag gerade hier mit sich und seinem Leben abgeschlossen haben. —

Es ist nicht die geringste Tugend unserer Feldgrauen, daß sie selbst inmitten der Greuel des Kriegs ihr zartes Gemüt sich bewahrt haben. Und man ist oft überrascht, wieviel Innigkeit gerade der Krieg zur Entfaltung bringt. In Friedenszeiten wäre es wohl meinem Schmid nicht eingefallen, am Morgen einen Blumenstrauß zu holen, um ihn uns auf den Tisch zu stellen, mit dem üblichen „Ausbläser" als Blumenkelch.

Besonders schön aber fiel der Strauß für mich an meinem Geburtstag aus. Schmid hatte diesen für mich bedeutsamen Tag mit Hilfe der Feldpost überraschend schnell erraten. Die Feldpost brachte mir in dieser Zeit ausnahmsweise viele Liebesgaben. Nicht bloß, daß ich von Schmid mit einem mächtigen Wald- und Wiesenstrauß und einem selbstverfertigten Kriegsandenken überrascht wurde, die ganze Kompagnie war im Stillen in Kenntnis gesetzt worden, sodaß ich nach dem Mittagessen von

einem rasch gebildeten Gesangschor mit einigen Volksliedern erfreut wurde. Uns allen ging es zu Herzen, als unter anderen das Lied erklang: „Nach der Heimat möcht' ich wieder" — ja, wer möchte nicht gern der Heimat Lichter wieder sehen und ihre Lieder hören? Ein in der Kompagnie berühmter Ziehharmonikaspieler wurde von Schmid zur Verschönerung des Nachmittagskaffees herangezogen, und in bunter Mannigfaltigkeit zog an unseren Ohren vorbei, was des Soldaten Herz in Wehmut und Lust bewegt.

Aber ich muß mein eigentliches Geburtstagsgeschenk noch näher beschreiben, das einen Ehrenplatz in der Zukunft einnehmen soll. Es war ein Stück Rinde, das aus einer hohen Weide geschnitten wurde. Gerade diese Weide hatten sich zahlreiche englische Gewehr- und Schrapnellkugeln als Endpunkt ihrer Luftreise ausersehen, und so konnte man ganz eigenartige Zusammenstellungen von Geschossen entdecken. Auch bei dieser Gelegenheit entdeckte mein Bursche mit seinem künstlerischen Auge ein besonders eigenartiges Gebilde. Und mit viel Mühe und einigen Schuhnägeln wurde neben die Infanteriegeschosse und die Schrapnellkugeln ein richtiger Granatsplitter, der zufällig nicht dabei gewesen war, auf der Rinde festgenagelt. Das Ganze wurde mit einem schwarz-weiß-roten Zigarrenband umwunden und der Maler der Kompagnie malte darauf die wohlgemeinte, aber nicht ganz richtige Inschrift: „Zur ewigen Erinnerung an Ypern Mai 1915". Eigentlich sollte das Kunstwerk noch eingerahmt werden, aber Schmid mußte mit betrübtem

Herzen gestehen, daß nirgends ein Glas aufzutreiben sei — offen gestanden, ich war froh darüber, denn mit Glas und Rahmen wäre mein flandrisches Erinnerungsstück zu wirksam geworden. Und wenn der Kunstkritiker über meines Burschen Werk den ästhetischen Stab bricht und ihm künstlerischen Wert als „Kriegsgreuel“ abspricht — mir bleibt es doch zeitlebens lieb und wert, denn es ist für mich das Stück eines guten Kameraden, ein Stück seines Herzens.

In das treue Herz meines Burschen sah ich noch deutlicher, als ich im Feldlazarett lag. Das erstemal war es nur ein kurzer Aufenthalt, den ich infolge einer Hand- und Kopfverletzung im Krankenbett nehmen mußte. Schmid durfte zu meiner Bedienung bei mir sein. So lagen wir beisammen, er auf einer Matratze zu meinen Füßen, in einem belgischen Privathaus, das als Offizierslazarett eingerichtet worden war. Der Besitzer, ein Viehhändler, war mit unbekanntem Aufenthalt abwesend; angeblich hatte er bei Kriegsbeginn irgendwo in Frankreich Ochsen eingekauft und ist nicht mehr zeitig nach Hause gekommen. Seine Frau war zurückgeblieben und bewohnte von ihrem großen Haus nur noch ein Zimmerchen und die Küche. Alle andern Räumlichkeiten waren von der deutschen Verwaltung mit Beschlag belegt worden. Das ganze Haus machte den Eindruck eines im Lauf der Zeit gewordenen Wohlstandes, mit dem aber der Geschmack nicht gleichen Schritt gehalten hat. In meinem Krankenzimmer stand ein großer, eiserner Geldschrank. Damit wir Deutschen nicht auf den Einfall kommen

könnten, in dem Schrank Geld zu vermuten und ihn gewaltsam zu öffnen, stand der Schrank weit offen. Ein großes Familienbett mit Himmel und ein belgischer Ofen, der ein französisches Kamin vortäuschen sollte, vervollständigte mit der Waschgelegenheit das Mobiliar. Der Himmel über dem Bett war ein beliebter Aufenthaltsort der ganz gemeinen und hinterlistigen belgischen Schnaken. Ihnen erklärte Schmid am ersten Tag — oder besser gesagt am ersten Abend — einen unbarmherzigen Krieg. Mit einer selbstverfertigten Fliegenklappe wurden die Schnaken und das sonstige Ungeziefer an der Wand und der Zimmerdecke festgehalten. Im Lauf der Zeit erhielt durch diese Tätigkeit das an und für sich weiße Zimmer einen eigenartigen Stich ins Rötliche, während umgekehrt auf unserer Haut die roten Stellen verschwanden. Schmid nannte diese aufregende abendliche Tätigkeit „den Abendsegen für die belgischen Schnaken".

Hier im Feldlazarett trat auch ein weibliches Wesen in unsern Gesichtskreis. Schmid stand von Anfang an mit dem Wesen auf gespanntem Fuß, ich weiß nicht warum. (Denn mit einer rein persönlichen Abneigung gegen das weibliche Geschlecht kann ich es eigentlich nicht erklären, zumal Schmid selber noch nicht verheiratet war.) Vielleicht ist der Hauptgrund der, daß es eine belgische Schwester war, die uns bediente. Sie hieß Anna, getauft war sie auf den Namen Zenobia, und war mit 17 Jahren infolge „Inspiration", wie sie mir erklärte, in den Orden vom heiligen Herzen Jesu eingetreten. Dabei hat sie die innere Zufrieden-

heit und äußere Versorgung gefunden. Im Kloster versah sie das Amt der Pförtnerin und Lehrerin in der oberen Klasse. Durch den Krieg war ihr beides genommen worden: die Lazarettwache war zugleich die Pförtnerin für das Kloster, und die Schulkinder hatten seit Kriegsbeginn schulfrei. So wurde Schwester Anna Zenobia mit der Pflege der deutschen Offiziere betraut. Diesen Posten hat Schwester Anna mit rührender Aufopferung ausgefüllt, und mit berechtigter Freude holte sie in angeregten Stunden aus der Tiefe ihrer Gewänder die Briefe, die sie von dankbaren Kranken erhalten hat. Mit großem Eifer suchte sie sich Kenntnisse der deutschen Sprache anzueignen, und da sie die verschiedensten deutschen Volksstämme im Lauf der Zeit zur Pflege bekam und von jedem Vertreter einige Worte lernte, hatte sie einen eigenartigen deutschen Sprachschatz. Das Französische sprach sie ziemlich gut und rein, weniger stark war sie in der Rechtschreibung, so daß sie die unglaublichsten Fehler machte und ich im Spaß manchmal an ihrer Fähigkeit als Lehrerin der französischen Sprache zweifelte. Aber es ist allgemein Tatsache, daß in Belgien die Volksbildung gerade in der Rechtschreibung gewaltige Lücken aufweist. Und Schwester Anna war nicht dazu geboren, diese Lücken auszufüllen. Sie war viel zu weiblich, um die Rechtschreibung zu meistern und darin vorbildlich zu sein; mit anderen Worten: ihre Fähigkeit lag auf einem andern Gebiet als dem der exakten Wissenschaft.

Schwester Anna war bei aller Vorliebe für das Deutschtum doch eine belgische Patriotin geblieben.

Diesen Patriotismus betätigte sie in unauffälliger Weise. Vom Offizierslazarett fielen manche Brosamen ab, und Schwester Anna sorgte dafür, daß sie ihren Landsleuten zugute kamen. Wer will sie darum schelten? Aber dem streng rechtlichen Schmid gefiel es nicht, und er beobachtete zunächst ganz still, wie Schwester Anna patriotisch war. Es fiel ihm auf, daß in der Küche ganz unbegründet viel Zivilistenbesuch war, namentlich weiblicher. Besonders auffallend war ihm, daß diese Zivilisten bei ihrem Weggang verschämt beide Hände oder wenigstens eine unter der Schürze bargen. Schmid machte sich auf Erkundung, und die Patrouille war erfolgreich. Er entdeckte im Keller, dem er gelegentlich einen Besuch abstattete, ein großes Flaschenlager, Wein, Bier und Mineralwasser. Dann grub er an gewissen Stellen im Garten. Was er eigentlich finden wollte, fand er nicht, wohl aber einen uralten, verrosteten Revolver, der für den Schützen am gefährlichsten war. Weiter stellte er fest, daß Schwester Anna jeden Tag eine Flasche Wein, Bier und Wasser für den einzelnen Offizier beim Lazarettinspektor faßte. Da ich wenig trank, reichte eine Flasche meistens eine Woche. War die Flasche leer, so erschien sofort eine neue. Aber immerhin hatte Schwester Anna es verstanden, sich auf diese Weise einen kleinen Grundstock für Liebestätigkeit an den eigenen Landsleuten zu sammeln, bis Schmid dahinter kam. Er scheint ihr auf gut schwäbisch seine Meinung gesagt zu haben, jedenfalls erschien eines schönen Tages Schwester Anna mit Tränen in den Augen, offensichtlich schwer gekränkt. Ob

ich denn nicht mehr mit ihr zufrieden wäre, Schmid sei so sehr „wild“ gegen sie, er sei überhaupt „eine böse Ordonnanzbursche“.

Ich vermittelte zwischen beiden, lobte Schmid wegen seines Pflichteifers und Schwester Anna wegen ihres Patriotismus', und die Sache war beigelegt. Schmid faßte nun die Flaschen selber und sorgte dafür, daß sich kein Lager ansammelte. Schwester Anna ihrerseits war auf der Hut und schränkte ihren Patriotismus ein. Denn daß sie ihn ganz aufgegeben hat, kann ich bei einer Belgierin nicht glauben.

Im Lazarett betätigte sich mein Schmid in jeder Weise, ja eines Tages trat er als gelernter Hafner auf den Plan und begann den Ofen in meinem Zimmer, trotzdem er in absehbarer Zeit nicht geheizt wurde, mit aller deutscher Gründlichkeit in Stand zu setzen und ihn „auszurußen“. Ist dieser kleine Zug nicht ein Sinnbild dafür, daß wir Deutschen berufen sind, mit romanischem und slawischem Wesen aufzuräumen und alles Falsche und Schmutzige mit eisernem Besen auszufegen? Ist es nicht überhaupt die erste Aufgabe der deutschen Verwaltung in den besetzten Feindesländern, tüchtig und gründlich „auszurußen“? Heil all denen, die darin tätig sind und unbarmherzig ausfegen!

Die Tage im Feldlazarett gingen zu Ende. Ich wollte, obwohl ich den Arm noch in der Schlinge tragen mußte, zu meiner Kompagnie, die in erneutem Angriff auf Ypern stand. Man fühlt sich nicht wohl im weichen Bett, wenn man die Kameraden vor dem Feind weiß. Dieser Gedanke: du

mußt bei den Kameraden sein, die ihr Leben in die Schanze schlagen, ist die Grundlage der deutschen Waffenbrüderschaft, und der Gedanke ist für den einzelnen zwingender als alle Gesetzesparagraphen. Und es ist das einzig Schöne im Feld, zu wissen und zu spüren: einer für alle und alle für einen!

Was ein Bursche wert ist, das merkt man am besten vor dem Feind. Mein Schmid hat mich nicht enttäuscht. Ohne an seine Person zu denken, war sein Trachten in erster Linie darauf gerichtet, seinem Herrn auch in beschränkten Verhältnissen das Leben zu erleichtern. Wir kamen in eine neue Stellung, die kurz vorher erst gewonnen worden war. Mein Unterstand war ein dürftiges Loch, in das man auf allen Vieren hineinkriechen mußte. Schmids erste Arbeit war, den Unterstand wohnlicher zu machen. Schon in der ersten Nacht fing er zu graben an. Alsbald stieß er auf unerwartete Hindernisse, er kam auf Engländer, die hier begraben lagen. Es blieb nichts anderes übrig, als künftig ebenfalls wieder in den Unterstand hineinzukriechen und im Innern nach Art der ersten Kindheit sich zu bewegen. Dafür wurde der Unterstand dicht mit Stroh und Holzwolle ausgelegt. So stellte er ein großes Bett mit einiger Ähnlichkeit vor. Der Höhepunkt unseres Wohlbehagens wurde erreicht, als es Schmid gelang, ein Waschbecken zu finden. Zwar roch die Büchse noch recht verdächtig nach Häringen, aber dafür hatte sie kein Loch, und das will in dem zerschossenen Flandern etwas heißen. In der Folgezeit schwelgte ich an

manchem Morgen im Genuß eines Waschwassers, das aus irgend einem Sickerloch im Graben bezogen wurde. Ich wagte allerdings nie, mir über die chemische Zusammensetzung des Waschwassers Rechenschaft zu geben, ich fürchtete unwillkürlich, in diesem Fall wieder auf die Stufe des ungewaschenen Höhlenbewohners zurückzusinken.

Ein kleines Erlebnis ist mir aus der Grabenzeit in lebhafter Erinnerung. Seine Exzellenz der Herr General kam in unsere Stellung. Schmid steht an der Schießscharte und lauert auf braunbemützte Engländer. Der Herr General läßt sich von ihm die Stellung des Gegners erklären und freut sich an den treuherzigen, soldatischen Antworten. Schmid darf einen Griff in die Zigarrentasche Seiner Exzellenz tun. Sorgsam steckt er die Zigarre ein. „Rauchst du nicht, mein Sohn?“ — „Jawohl, Exzellenz, aber diese Zigarre hebe ich mir zum Andenken auf.“ Eine zweite Zigarre zum Rauchen war die Belohnung für die schlagfertige Antwort.

Im Graben wurde es immer ungemütlicher. Das feindliche Artilleriefeuer steigerte sich allmählich zu bedenklicher Heftigkeit. Es war kein Zweifel, die Engländer wollten die Höhe, die wir ihnen im Mai abgenommen hatten, und die für Ypern beherrschend ist, mit allen Mitteln zurückerobern. Zudem lagen sie unten im Tal und bekamen von uns alles Regenwasser zugeleitet. Eines Morgens um halb 3 Uhr nach unheimlicher Stille setzte mit einem Schlag das Gewitter mit Granatenhagel ein. Unser Bataillon lag hinter dem Graben in Reserve. Wir

sahen die Höhe in gelben und schwarzen Rauch gehüllt. Haushoch flogen Äste und die flandrische Erde. Und die Kameraden im Graben? Vorwärts, um ihnen zu helfen. Mit Gott für König und Vaterland!

Mit aufgepflanztem Seitengewehr, die Handgranaten in der Faust, das Sturmgepäck auf dem Rücken, eilten wir über Tote und Verwundete nach vorn. Mein Schmid schildert in Briefen an meine Mutter den blutigen Tag folgendermaßen:

Schlachtfeld vor Ypern.

„Leider muß ich Ihnen die traurige Nachricht mitteilen, daß Ihr lieber Sohn heute früh verwundet wurde am Kopf durch ein Granatstück, ist aber nicht lebensgefährlich. Sie dürfen also deshalb nicht erschrecken durch diese Mitteilung. Ihr lieber Sohn war gleich bei sich selbst wieder. Es ist bei uns heute ein schrecklicher Tag für das ganze Regiment. Ihr lb. Sohn kam gleich per Auto vom Verbandsplatz weg, wohin, das weiß ich nicht. Ich als Bursche bei Ihrem lb. Sohn habe ihn begleitet bis an den Verbandsplatz und von da ab bin ich dann wieder in die Stellung vorgegangen. Ich wüßte noch mehreres zu schreiben über den heutigen Tag, aber ich bin so aufgeregt, daß ich leider nicht mehr weiterschreiben kann. Lege Ihnen noch einen Brief bei, wo in einem Paket war, wo noch heute ankam.

Es grüßt Sie herzlich

Grenadier Gottlob Schmid.

Ich bedaure Sie sehr und Ihren lb. Sohn, daß

er schon wieder verwundet wurde. Ich habe Ihren lb. Sohn so gern gehabt."

M . . .

Soeben im Besitz Ihrer lb. Karte vom 23. Juni, welche mich sehr freute, und danke Ihnen bestens dafür. Meine Antwort von hier aus werden Sie inzwischen erhalten haben. Wie Sie ja aus diesem Schreiben vernehmen können, bin ich bei Ihrem lb. Sohn, um zu pflegen, was für mich auch eine gute Erholung ist.

Ich will Ihnen jetzt gerade Näheres schreiben über den schrecklichen Tag, wie es da zuging. Wir lagen in der Reservestellung, ungefähr 1800 Meter von der vordersten Gefechtslinie weg. Früh morgens um halb 4 Uhr wurden wir alarmiert, weil so ein schreckliches Gefeuer und Kanonendonner in der Stellung war. Alles war gespannt in der Kompagnie, was heute noch passieren wird. Auf einmal gegen halb 5 kam der Befehl: sofort abrücken in den vordersten Graben, was ja auch geschah. Im Laufschritt ging es mutig auf den Engländer los. Aber bald rechts und links sanken Kameraden nieder, wo in den letzten Zügen lagen und starben. Viele aber hat's auch zerrissen von den Granaten. Es war einfach ein schauerlicher und schrecklicher Anblick. Da kann man gar nicht genug schreiben über die zwei Tage. Es war so um halb 10, als wir gegen die B... f... vor sind, wo Ihr lb. Sohn noch mit heller Stimme rief: Auf! erste Kompagnie, auf zum Sturm gegen den feigen Engländer, was auch geschah. Aber auf einmal schlug nicht weit von uns weg eine

schwere Granate ein, wo dann Ihr lb. Sohn und mein liebevoller Herr verwundet wurde durch ein Granatstück, wo dann im Helm stecken blieb. Ich war stets hinter meinem lb. Herrn hinter her, daß wenn irgend etwas passieren kann, daß ich gleich die erste Hilfe leisten kann, was ja auch geschah. Einen Arzt habe ich auch gleich herbeigerufen, der war nur einige Meter von uns entfernt, und kam gleich. Nachdem mein lb. Herr verbunden war, brachte ich ihn in einen Unterstand, wo er dann nach einiger Zeit zurück auf den Truppenverbandsplatz kam und von da ab mit einem Auto weiterbefördert wurde ins Feldlazarett, in das gleiche Haus und Zimmer, wo wir im Mai auch einige Tage waren. Hoffentlich kommt Ihr lb. Sohn bald nach Deutschland, mit der Verwundung steht es gut, Sie dürfen keine Angst mehr darüber haben. Aber leider kam die traurige Nachricht noch heute Abend an, daß Sie Ihren lb. Sohn, der in Rußland gekämpft hat, fürs Vaterland verloren haben, was Ihrem lb. Sohn sehr weh tut, wie mir auch. Ich trage auch mein herzlichstes und tiefstes Beileid bei an Ihrem gefallenen Sohn fürs Vaterland. Ich habe leider auch schon meinen ältesten und lieben Bruder verloren, der auch fürs Vaterland gefallen ist, schon am 8. September, was meine lb. Eltern und Geschwister sehr betrübt. Es wird doch auch einmal Gottes Wille sein, daß der schreckliche Krieg bald ein Ende nimmt.

Nun will ich schließen. Es grüßt Sie herzlich

Ihr Gottlob Schmid.

Zum zweitenmal fuhr ich ins Feldlazarett zur Schwester Anna, die ihren Augen nicht traute, als ihr Leutnant blutüberströmt, mit dickverbundenem Kopf gebracht wurde. Schmid suchte sie zu trösten, es sei nicht lebensgefährlich, ich werde schon wieder davonkommen, „was auch geschah". —

Schmid berichtete mir treulich aus dem Feld, wie es bei der Kompagnie ging. So blieb ich auch auf dem Krankenlager mit den Kameraden in Fühlung und erlebte mit ihnen schöne und schwere Tage. Ein besonderes Ereignis scheint es gewesen zu sein, als es gelang, ein englisches Flugzeug abzuschießen. Schmid schildert in einem Brief mit berechtigter Freude dieses Schauspiel:

„Etwas Erfreuliches kann ich Ihnen zum Schluß noch mitteilen, daß unsere Artillerie (am 13. Juli, vormittags um halb 12 Uhr) ein englisches Flugzeug herunterschoß, rechts von dem Bahndamm. Das Flugzeug brannte lichterloh; bis es unten am Boden lag, war bereits nichts mehr da. Ich habe das Flugzeug schon morgens früh immer beobachtet, wo auch dann darauf geschossen wurde, und immer kam es wieder. Aber auf einmal hat es auch geheißen: „der Krug geht solange zum Brunnen, bis er zerbricht" — und so ging es auch. Das war ein Fest; es kam ganz steil herunter in hellen Flammen."

Zum drittenmal ohne mich ist mein Bursche Schmid im Feldlazarett eingezogen. Wir lassen ihn darüber selber erzählen:

„.... Es war am 25. September früh um 8 Uhr, als ich durch ein Granatstück verwundet wurde. Rechts von unserem Wäldchen wurde ich getroffen, wo ich dann eine Zeitlang bewußtlos dalag, bis ich wieder selbst zu mir gekommen bin. Sogleich habe ich mich dann zurückbegeben mit noch einem Kameraden bis in die Reservestellung, wo ich dann gleich verbunden wurde und gleich zurückgetragen nach dem Hauptverbandsplatz. Von wo aus ich dann mit Auto ins Feldlazarett befördert wurde. Wo ich dann mit Freuden aufgenommen wurde. Ich kann dem lieben Gott nicht genug danken dafür, daß er mir wieder das Leben geschenkt hat. Ich habe sehr viel Blut verloren, es hat mir die halbe rechte Brustseite weggerissen, so daß ich die ganze Hand in meine Wunde einlegen konnte. — Jetzt noch einiges über den Sturm. Vom 21. bis 24. Sept. lagen wir in vorderster Stellung, wo es jeden Tag schwierig zuging und wo wir manchen Verlust gehabt haben. Schon am 24. September haben wir geglaubt, die Engländer greifen an, was aber nicht der Fall war. Am 24. abends wurden wir dann abgelöst und kamen als Reserve ins „Strohhaus". Am 25. September hat es dann einen ziemlich starken Nebel gehabt und diesen haben die Engländer benützt zum Angreifen. Früh um 5 Uhr ging es dann los. Gleich kam eine Ordonnanz vom Bataillon, die Kompagnie müsse sofort eine Patrouille bestimmen, ein Gefreiter und zwei Mann, um vorzugehen in die vorderste Linie und schauen, was los ist. Gleich habe ich mich freiwillig gemeldet mit zwei Mann beim Kompagnieführer, um vor-

zugehen. Dann kam ich mit der Meldung zurück: sofort Verstärkung. Das war aber eine traurige und schwierige Patrouille, ich kam nur allein noch zurück, um die Meldung zu machen. So 200 Meter vor dem Bataillonsunterstand hat eine schwere Granate eingeschlagen, wo wir darunter kamen. Ich habe einen Brocken ans Ohr bekommen, einer von meinen Kameraden war tot, der andere schwer verwundet. Ich wurde dann auf dem Bataillon aufgeschrieben, habe aber bis jetzt noch nichts bekommen. Gegen halb 6 Uhr mußte dann die Kompagnie zur Verstärkung vor, direkt übers freie Feld. Die Kompagnie hat extra ein Lob bekommen vom Herrn General, weil sie sich so tapfer verhalten hat. Am 25. September ging es noch schwieriger und schauerlicher zu als wie am 16. Juni.

Nun kann ich Ihnen mit großer Freude mitteilen, daß ich seit dem 17. Oktober auf deutschem Boden mich befinde, in dem schönen Rheinland, in der Nähe von Köln. Es wäre mir natürlich lieber gewesen, wenn ich nach Württemberg gekommen wäre. Aber der Lazarettzug ist nur bis nach Köln gefahren, wo alle dann ausgeladen wurden. Es geht mir gottlob soweit gut und es gefällt mir hier auch sehr gut. Nun will ich schließen. Mit vielen herzlichen Grüßen. Ihr Bursche Schmid."

Ich habe das Lied vom guten Kameraden schon oft gesungen, im Feld habe ich es erleben dürfen. Gottlob, daß im Westen und Osten die deutschen Stämme in treuer Kameradschaft Schulter an Schulter stehen, um den „heiligen Egoismus" unserer Feinde durch ihre Opferfreudigkeit zuschanden zu

machen. Solange deine Söhne ihr Gut und Blut für die Heimat geben, wirst du nicht untergehen, deutsches Vaterland. Mögest du als ein größeres und besseres Deutschland im Frühlicht des Heldentums deiner Söhne neu erstehen!





Verwundet!

Ein Bild aus einem Russengefecht.

Von
Gefreiter Hermann Munz.

Am 12. Juli schrieb ich noch einen Brief, in dem ich unter anderem berichtete, daß wir gefechtsbereit liegen und die nächsten Tage heiß werden, und so kam es auch. Wir lagen da ungefähr 20 Kilometer von Krasnostaw, welches von den Russen noch besetzt war. Am Geschützdonner erkannten wir, daß die Russen zurückgingen, und wir waren froh, nicht eingreifen zu brauchen. Am Abend wurde die Stadt Krasnostaw von einem preußischen Garderegiment gestürmt und genommen. Am Nordostausgang setzten sich die Russen auf den Höhen wieder fest. In der Nacht mußten wir nun an die 20 Kilometer marschieren und sahen das frische Schlachtfeld mit seinem großen Elend. Überall Tote, jammernde Verwundete, brennende Häuser u. s. w. Morgens um 5 Uhr kamen wir hin und legten uns gerade hin zum Ausruhen, da hieß es: „1. Bataillon zur Verstärkung des Garderegiments an den Nordostausgang!“ — „Na,“ dachte ich, „heute geht's

los!", faßte dabei aber auch frischen Mut und mit dem Gedanken, „der Herr geht mit mir," ging ich hinein in die Schlacht, betete im Stillen und dachte an euch. An einzelnen Stellen brannte es in der Stadt, die Zivilbevölkerung lief verscheucht durch die Straßen, um sich in irgend einem Winkel Sicherheit zu verschaffen. Um die Kircheneche herum: pink, pink! „Au, i han eine," — „i au," — „ik hab enen Urlaubsschuß," und so ging es weiter, einer hinter dem andern an den Häusern entlang. Da traf meinen Vordermann die tödliche Kugel, und von Minute zu Minute wurden die Gesichter ernster, aber auch fester, denn in jedem kochte es, die gefallenen Kameraden zu rächen. In den letzten Häusern suchten wir Deckung, bis das Bataillon zusammen war. „3. und 4. Kompagnie im Straßengraben entwickeln," hieß es; weiter: „3. und 4. Kompagnien die Höhen erreichen." Vor uns war nämlich ein Steinbruch, und da kletterten wir hinauf, auf allen Vieren, und über uns weg sausten die Kugeln; unsern Kopf durften wir nicht sehen lassen. 80 Meter von uns weg, also auf der Höhe, waren noch Häuser und Scheunen, und so konnten wir uns leicht ran arbeiten. Einer um den andern sprang rüber, und hinter den Häusern konnten sich die Züge sammeln. Die feindliche Artillerie fing auch schon an, uns zu beklemmen, und so waren wir schon mitten im Gefecht. 150 Meter von den Häusern weg war der feindliche Schützengraben, der von uns genommen werden sollte. Als die zwei Kompagnien soweit geordnet waren, hieß es vor den Häusern: „einer um den andern im Kartoffelacker eingraben,"

so daß es also zu einer Schützenlinie kam. Die Russen natürlich merkten, was wir wollten, und schossen, was aus der Flinte raus ging. Der rechte und linke Flügel ging zurück, und so bekamen wir Flankenfeuer von beiden Seiten, was uns ziemlich Verluste kostete. In der Linken den Spaten, in der Rechten die Knarre, so machte ich gebückt meine acht Sprünge vom Hauseck in den Kartoffelacker. Hingeschmissen und Loch gegraben war eins. Fest geduckt und sozusagen geborgen und den Kopf fest in den Dreck reingehängt, lagen wir eine Stunde da, bis alles vorne war und alles geordnet. Dann hieß es: „Die ganze Linie vorkriechen.“ Nach dem Kartoffelacker kam ein Kornfeld, so waren wir ganz unsichtbar und konnten uns tadellos vorarbeiten. Bei uns herrschte die größte Ruhe, und die Russen schossen ganz verzweifelt. So kamen wir ran, auf etwa 50 Meter, dann wurde aus allen Kräften geblasen: „Seitengewehr aufpflanzen“ und nochmal ein rasendes Feuer aus der Flinte und dann — mit einem „Herr, steh' uns bei!“ spritze ich in die Höhe — und vor ging es: „Hurra, hurra-nimmo, panje, nimmo!“ Ich kam vor auf drei Meter, da legte der Russe, den ich fest im Auge hatte, (denn er merkte es) noch nach mir an, während die andern schon die Hände hoch hatten. Ich war schon darauf vorbereitet, denn ich hatte mein Gewehr, richtig wie beim Sturm, nur den Lauf nach meinem Russ' gerichtet, schon entsichert, den Zeigefinger fest in der Gewalt. Bis der Russ' sich nur besann zum Anlegen, krachte es schon aus meiner Flinte, und ich — gerettet und im feindlichen Schützengraben. Hätte

es der Russ' gemacht wie die andern, so wäre er am Leben geblieben. An unserer Stelle waren es 120 Gefangene, alles andere war tot, rechts und links sind die Russen vorher ausgezogen. Der Sturm gelang uns, und wir hatten dabei nicht mal viel Verluste. 200 Meter weiter mußte sich das Bataillon einschanzen, unsere Kompagnie bei einer kleinen Ziegelei, und schon wieder pfiff es aus allen Ecken, denn die russische Reserve hatte schon auf der nächsten Höhe, 1100 Meter weg, eine neue Stellung.

Während des Schanzens schrie mit einemmal mein Nebenkamerad laut auf. Ich verband ihn sofort; er hatte zwei Schüsse durch die Brust und blutete schrecklich. Mit noch einem andern trug ich ihn in die Ziegelei, das Feuer gar nicht beachtend, denn ich kann es mir denken, wie es einem Verwundeten ist, im Feuer zu liegen. Wir kamen auch glücklich zurück, die 50 Meter. Seinem Wunsche nach ging ich nochmals vor, seine Sachen zu holen. Ich atmete schon auf, als ich zum zweitenmal unversehrt in die Ziegelei kam, da — pink — au, o weh — und ich fiel um, — sofort sprang einer zu und verband mich. Vier Binden und noch blutete es durch. Am Unterleib hatte ich große Schmerzen, und da sah ich, daß an der linken Bauchseite eine kleine Öffnung war, aber nur wenig blutete. Ausschuß fand man keinen, und so lag ich da mit dem schrecklichen Bewußtsein, eine Kugel im Unterleib stecken zu haben und ein furchtbares Brennen im ganzen Arm. Die Finger waren steif und im Krampf gekrümmt. Der Kompagnieführer kam noch, sprach

mir Trost zu, sagte, es sei nicht so schlimm, fühlte meinen Puls, und auch die furchtbaren Schmerzen am Unterleib ließen nach, und es war nur noch ein gewöhnliches leichtes Bauchweh, was mich wieder aufmunterte, und aus innerstem Herzen dankte ich meinem Gott für die gnädige Bewahrung und lag dann da am Boden, halb schlafend, halb wachend. Der Durst plagte mich schon und ich wußte, daß ein Schluck mein Leben kosten könne, und ich stillte meinen Durst durch das Wort Gottes und immer wieder mußte ich danken und dachte viel an Euch. Das war am Sonntag, den 18. Juli, morgens 10 Uhr, und in Gedanken verlebte ich den Tag mit Euch. Sah Euch in die Kirche gehen, während ich dalag im Schmerz und im Blute. Hat von Euch an dem Sonntag niemand etwas geahnt, als Ihr an mich dachtet?

Es wurden noch mehr Verwundete in die Ziegelei gebracht, und dadurch wurde es um dieselbe lebhaft, und die Russen nahmen die kleine Ziegelei unter Feuer. Schrapnells kamen, leichte und schwere, die meisten platzten aber außerhalb. Als aber dann die Granaten herüber kamen, wurde es mir doch warm, und als dann ein Volltreffer kam, zog alles aus, was laufen konnte. Zwei Bataillonsstäbe lagen da, nur wir, die Schwerverwundeten, blieben unserem Schicksal überlassen. Kaum waren die fort, schon wieder eine, 5 Meter von mir weg. Huh, wie da der Staub und der Dreck auf uns nieder prasselte, so daß wir halb begraben wurden und wir mitten drin und schrien um Hilfe, aber wer sollte uns helfen? Es wäre jedem sein Tod gewesen. Ich

war einigermaßen ruhig, nur ab und zu mußte ich vor Schmerz aufschreien, ich hielt fest an meinem Heilande und spürte so recht, wie noch nie im ganzen Feldzug, was es heißt, auf seinen Heiland vertrauen, auch in der größten Not. Ich dachte auch daran, daß es Gottes Wille sein könnte, mich abzurufen, und immer heftiger wurde das Feuer und ich sah bald keinen Ausweg mehr, nahm alle meine Kraft zusammen und kroch, zuerst mit den Beinen in so ein Ofenloch hinein; nun gings aber los, ein Treffer um den andern, jedesmal wurde ich in den Staub und Dreck gehüllt, und die Wunden brannten wieder schrecklich. So verging eine Stunde um die andere. Das Holzdach war schon zusammengeschossen, und auch das Backsteingemäuer wollte keinen Stand mehr halten über mir; das Gemäuer war 3 Meter hoch. Schon wieder ein Treffer, und der hintere Teil des Ofens stürzte mit Krach zusammen; über mir lösten sich auch drei Backsteine, einer fiel direkt auf meine Hand, einen lauten Schrei konnte ich nicht unterlassen. Nun dachte ich, der nächste Treffer wird den andern Teil, wo ich lag, zusammenschmeißen, und lebendig begraben wollte ich nicht werden: kurz entschlossen, kroch ich unter endlosen Schmerzen hinaus ins Freie, den Häusern zu, wo wir morgens lagen, aber, was sah ich da? Die ganze Stadt ein Flammenmeer, ein schreckliches Bild! Kaum 50 Schritt weg kam schon wieder eine Granate, und es war, wie ich dachte: die Ziegelei brach vollends zusammen und — ich war gerettet. O, wie dankte ich meinem Heiland nochmals! Weiter schleppte ich mich, bis ich liegen blieb, es ging nicht

mehr, aber ich war wenigstens aus dem Feuer. In jeder Deckung lagen sie von allen Regimentern nah beisammen, denn der Angriff, der mittags um halb 4 Uhr gemacht wurde, mißlang, oder besser gesagt, das Artilleriefeuer war zu stark, und die Unsern zogen sich zurück. Leider mußten die Verwundeten vorne liegen gelassen werden. Ein Sanitäter fand mich, holte eine Tragbahre, und ich wurde zur Sanitätskompagnie gebracht, wo ich nachts über verblieb; schlafen konnte ich nicht, so waren meine Nerven angespannt. Morgens (19. Juli) kam ein Sanitätswagen und brachte uns in die Stadt ins Feldlazarett. Hier lag ich bis Donnerstagabend, wo ich mit einem Auto ins Kriegslazarett nach Zamosc gebracht wurde. Im Feldlazarett stellte der Arzt fest, daß es nur ein Streifschuß am Unterleib sei, die Schmerzen ließen auch sehr nach. Am andern Morgen hieß es im Kriegslazarett: „Wer laufen kann und glaubt, transportfähig zu sein, soll an die Sammelstelle kommen!" Ich war gerade auf, um frische Luft zu schnappen, weil es mir schwindelig war, und ich wunderte mich, daß ich fast keine Schmerzen im Unterleib hatte, konnte auch einigermaßen laufen, und so machte ich mich auch auf und kam gerade recht, als ein Lastauto abfuhr. Ich nichts als rein und fort! Mittags waren wir in Tomaszow; hier bestiegen wir die Feldbahn und fuhren nach Belsc. Am Abend fuhr noch ein Zug ab mit tausend Verwundeten, die ganz schwer Verwundeten nicht, nur die, die sich selbst helfen konnten. Die Reise ging über Krakau der Heimat zu. Hier will ich schließen, denn ich kann nicht mehr."





Sonntag im Feld.

Von
Leutnant E. Knebel.

Anders sind die Sonntage im Feld als die Sonntage in trauter Heimat. Dort die ernst-frohe Stille, die andächtig über dem Land und den Menschen liegt, hier der laute Erdenstreit. Dort Heimatglockenläuten, hier krachende Granaten und knatterndes Gewehrfeuer im feindlichen Lande. Dort die Gemeinde, die die Not und die Fragen des einzelnen gemeinsam vor Gott bringt, hier der eherne Gang des Kriegsgeschehens. Dort Sonntag, hier Werktag, denn die Kriegsarbeit braust unerbittlich weiter, Tag um Tag. Aber wenn so die Kriegsarbeit die Tage verschlingt, einen um den andern, ohne Unterbrechung, und die Sonntage zu Werktagen macht, dann kommen Stunden, da wird man müde, nicht bloß äußerlich, sondern tief drinnen in der Brust, da wächst eine Leere, die gefüllt werden möchte. Man möchte ein stilles Stündlein, allein mit sich selbst, allein mit Gott. Stille Stunden! Wir brauchen sie ja, wie die Rose den Sonnenstrahl braucht. In der Stille, da spannt die Seele die Flügel aus, weit hinauf über den Alltag, und geht

in die Tiefe des Lebens, tief unter die Oberfläche hinab. Kommt dann schwere Zeit, dann ist man niemals einsam. Der Segen der stillen Stunden ist dann bei einem. Und die Seele muß nicht frieren. . . . — Uns draußen fehlen oft solche stillen Stunden, und wir beneiden die Lieben in der Heimat darum. Wie habt ihr in der Heimat es doch so gut! Ihr habt den Sonntag, an dem eure Arbeit ruht; ihr habt Gotteshäuser — bei uns sind sie zerschossen; ihr hört Kirchenglocken — bei uns hat sie das feindliche Feuer zusamt dem Kirchturm weggefegt; fast zu jeder Stunde stehen die Türen des Gotteshauses bei euch offen — wir müssen lange, lange warten, bis wir Gelegenheit zu einem Feldgottesdienst haben.

Laßt euch einige Bilder zeigen, wie wir draußen im Feld Sonntag erleben.

Sonntag ist's! Der November des vorigen Jahres ging zur Neige. Aus dem Schützengraben im bösen Argonnerwald waren wir in ein Dörflein gekommen, zur Ruhe. Es war uns wie ein Traum, als wir in der Frühe des Tages Glockenläuten hörten, allerdings so leise und zart, daß wir es in unserer Stube kaum vernahmen. Doch es war so: die Glocken riefen zum Gottesdienst, und zwar zum ersten Gottesdienst, den ich im Feldzuge hören darf. Also zum ersten Gottesdienst seit Ende August. All' die Zeit, all' die Sonntage dieser drei Kriegsmonate verlangte ich vergebens nach einem Gottesdienste. Immer machte es die Kriegslage unmöglich. Aber nun freute ich mich recht auf den Sonntag.

Die Mannschaften betraten die Kirche. Dann

wir Offiziere, mit uns unser Oberst. Wir nahmen in den Stühlen zwischen Chor und Schiff Platz. Die Kirche war gedrängt voll. Man hatte noch Zeit, sich umzusehen. Es war eine schöne, geräumige Kirche. Wertvolle Glasmalereien gaben dem Innenraum ein gedämpftes Licht. Besonders der Chor mit dem Hochaltar stand durch seine blau-lila Färbung in eigenartig geheimnisvoller Beleuchtung. Eine Orgel fehlte. Alle Kirchstühle gingen nach Art der katholischen Kirchen nach einer Richtung, zum Hochaltar hin, dem Mittelpunkt des katholischen Gottesdienstes, während die Kanzel, in der Mitte des Schiffs angebracht, einem großen Teil der Zuhörer im Rücken war und so durch ihre ganze Anlage andeutete, daß die Predigt beim katholischen Gottesdienste eine nur untergeordnete Rolle spielt. Ich hing einen Augenblick diesem Unterschied nach, der noch gesteigert wurde, als ein altes, gebeugtes Männlein, der Mesner dieser Kirche, in schwarzem bis zu den Füßen reichenden Rock, Schultermäntelchen und Käppchen aus der Sakristei trat und angesichts der großen, dichtgedrängten Menge evangelischer Soldaten vor Verlassen der Kirche an der eisernen Altarschranke niederkniete und das Kreuz schlug. Eigenartig war's auch, als unmittelbar vor Beginn des Gottesdienstes zwei etwa 20 jährige französische Burschen erschienen, begleitet von einem Artilleristen mit geladenem Karabiner. Sie mußten die Kirchenglocken läuten, deren Stränge mitten in der Kirche endeten. Nach Beendigung des Läutens ein Wink des Artilleristen, und sie wurden wieder abgeführt.

Ein Auto fuhr vor der Kirche vor: der Divisionspfarrer kam an, von einem Offizier begleitet. Er betrat die Kanzel. Das an einer Kette auf der Brust hängende Amtskreuz glänzte von Zeit zu Zeit auf und hob sich eigenartig von dem Feldgrau des Waffenrocks ab. Am linken Arm schimmerte das breite Lilaband mit dem Genfer Kreuz, dem Zeichen seiner Unverletzlichkeit.

Machtvoll brauste der Choral „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren" durch die französisch-katholische Kirche. Ja, „lobe den Herren!" mitten im Kriege, mitten in der Not des Krieges. Auf diesen Ton des Lobes und Dankes war der ganze Gottesdienst gestimmt. „In wieviel Not hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet!" Wir hatten's draußen im Feuer oftmals erlebt. Nun sangen wir nicht bloß mit den Lippen, das kam aus der Tiefe der Seele. Und dann folgte der 145. Psalm. Philipper 4, 4—7 war der Predigttext. Einfach, aber mit großer Wärme und Liebe, drangen die Worte des Feldpredigers an Ohr und Herz: Sorget nicht! Wohl gibt es eine echte Sorge: Vorsorge, Fürsorge; die ist nötig und zeigte sich in diesem Krieg schon in ihrer ganzen Segensfülle. Aber es gibt auch ein aus der Angst stammendes Sorgen, ein glaubensloses, gottloses Sorgen. „Wenn unsere Sorge zum Gebet wird, dann hat sie ihren Stachel verloren." — Dieser ganze Kriegsgottesdienst hatte gar nichts Beklemmendes, sondern auch in der Schwere des Kriegs etwas Starkes, auf Gottes Macht und Liebe Vertrauendes.

Und dann folgte das Abendmahl. Schlicht, ein-

fach, aber tiefernst. Denn wir kamen und wollten wieder zur Kampffront. Immer sechs Soldaten zugleich traten an den Tisch des Herrn. Zuerst wir sechs Offiziere. Rechts außen unser Oberst. Da knieten wir auf den Marmorstufen des Altars, in der Hand die Waffe, die wir uns segnen lassen wollten von Gott zu treuem, ritterlichem Kampf. Und nach uns folgten die Trupps der andern Soldaten. Viele Artilleristen waren dabei, starke, große Soldaten in hohen Reitstiefeln und mit schwerem Säbel. Daneben wieder junge, schmächtige Menschen. Alle tiefernst. Ein Vers von „O Haupt voll Blut und Wunden“ beendigte die eigenartige Feier; anders und doch im wesentlichen gleich mit jenem Bild vom Abendmahl der Freiwilligen von 1813. — —

Sonntag ist's! Im Quartier. Ein trauriges und düsteres Erlebnis schenkte mir dieser Sonntag. Ich besuchte die gefangenen Einwohner des Ortes, Männer und Frauen. Als die deutschen Truppen nach dem Abmarsch und Rückzug der Franzosen von dem Dorf Besitz genommen hatten, da geschah den Einwohnern kein Leid, und sie durften sich frei bewegen. Aber der Pfarrer des Orts begann aufzuwiegeln und flüsterte in den Häusern: „In drei Tagen kommen die Franzosen wieder!“ Daraufhin wurden alle Einwohner interniert. Die Frauen müssen gegen Entgelt im großen Waschhaus des Dorfes für die Lazarette waschen. Die Männer dagegen dürfen nur unter militärischer Bewachung arbeiten: Holz holen für die Soldaten, Straßen reinigen usw.

Ich betrat also den Hof. Der Posten salutierte.

Ich rief einem Luxemburger, der mich führte. Man kochte im Hof. Der Luxemburger klagte: immer müßten die Männer kochen, die Frauen kochten niemals, sie holten bloß immer! Ich ging durch dumpfe, überheizte Zimmer. Es war das alte Schulhaus. Da lagen sie auf Stroh in Massenquartieren. Bettzeug zum Zudecken hatten sie. Alte, zusammengefallene Männer standen, hockten oder lagen da. Bei meinem Eintreten erhoben sie sich und grüßten. (Hier muß jeder Franzose den deutschen Offizier grüßen, auch auf der Straße.) Ich fragte nach den Söhnen, die im Feld stünden: keine Nachricht von ihnen! . . . Ich ging weiter in den andern Flügel des Gebäudes, zu den Frauen. Zunächst ein freundliches Stübchen mit einigen Frauen. Ich gehe weiter. Eine Tür tut sich mir auf: in der rauchigen Dunkelheit sehe ich nur die Silhouetten mehrerer Frauen. Ich spreche mit ihnen. Sie erzählen, lebhaft werdend, vom Elend des Krieges, von den Söhnen, die draußen stehen; monatelang sind sie selber ohne jede Nachricht; ob sie überhaupt noch leben, wissen sie nicht. Als ich aber zu ihnen sagte: „Mais nous croyons à Dieu!" (Aber wir glauben an Gott!), da waren sie alle mit mir einig, und alle antworteten, wirr durcheinander redend. Eine davon, die ich am besten verstand, antwortete: Die Deutschen seien ein frommes Volk, sie beteten zu Gott mit Inbrunst. Eine andere Frau trat an mich heran mit der Bitte, ihren schon wochenlang leidenden, entkräfteten Mann mitheimnehmen zu dürfen zur Pflege. Ich erklärte ihr, ich sei nicht in der Lage, ihr diese Erlaubnis zu geben, werde sie aber gerne

vermitteln. Das arme Weib mit der weinenden Stimme war etwas getröstet. Ein freundliches „Bon soir, monsieur!" (guten Abend, Herr!) aus aller Mund grüßte mich beim Weggehen. — Eine Treppe höher lag, so sagte man mir, ein Professor aus dem Schloß drüben, der nun sein herrliches Schlößchen mit einem unheizbaren (Einzel-) Zimmer eintauschen mußte. Ich traf ihn, schon zu Bett gegangen und auf dem Boden liegend, mit einer Zipfelmütze auf dem nicht unschönen, graubärtigen Greisenkopf. Wir wechselten einige belanglose Worte. — Im letzten Raum, den ich betrat, waren die Burschen und jungen Männer des Orts untergebracht, meist finstere Gesellen, die mir einen nicht allzu günstigen Eindruck machten, was sich mir im Lauf des Gesprächs bestätigte. Ich konnte mir solche Burschen ganz gut als Freischärler vorstellen, im Hinterhalt auf unsere braven Soldaten lauernd. Es ist gut so, sie unter ständiger Bewachung zu halten. Denn es ist festgestellt, daß französische Ortsbewohner noch mehrere Tage nach dem Einmarsche der Deutschen durch unterirdische Telefonleitungen mit dem französischen Militär in Verbindung standen.

Ich atme auf beim Verlassen dieses schlechtestgelüfteten Raums. Ich gehe. Im Hof kocht man Kaffee. Ein Alter erzählt mir, er zähle 70 Jahre. Daneben kniet ein etwa 12 jähriger Knabe von vornehmem Aussehen und schürt das Feuer unter dem Kessel. Ich entlasse meinen Luxemburger. Dem Posten am Hoftor teile ich die Sache mit dem kranken Mann zur Weitermeldung mit. Das Tor schlägt zu. Hinter mir liegt ein kleiner, ein verschwindend

kleiner Ausschnitt aus dem Kriegselend . . . und heute ist's Sonntag . . . . .

Sonntag ist's! Allerheiligen. Manche werden dieses Fest ernster feiern als vielleicht im vorigen Jahre . . . Es ist ein wunderschöner Sonntag. Sonnenschein in Fülle. Und über den so kahlen Baumwipfeln blauer, reiner Himmel. Schon die Nacht war prächtig: heller Mond und funkelnde Sterne. Könnt ihr in der Heimat euch da denken, daß ich hinter einem Maschinengewehr stehe und laure, laure, ob nicht ein Franzose drüben am andern Hang im Buschwerk sich sehen ließe. Er müßte fallen! Ich weiß nicht, ob ihr in der Heimat diesen scheinbaren Mißklang verstehen könnt? Und doch ist es so; ich stehe stundenlang am Gewehr und warte. Wie der Jäger auf dem Anstand. Zwei Franzosen, die sich auf einen Augenblick aus ihrem Graben herausgewagt hatten, schoß ich an. Der Unteroffizier vom Maschinengewehr erschoß gestern zwei Franzosen an derselben Stelle. Niemand darf bei Tag sich diesen beiden nähern, sonst ereilt ihn dasselbe Schicksal. Das ist Krieg! Und heute ist Sonntag! . . . . .

Sonntag ist's! Eben wollte ich meinen Kameraden eine Kriegspredigt von Pastor Le Seur vorlesen, damit sie doch auch Gottes Wort am Sonntag hörten und dieser Tag nicht im Einerlei der Werktage untergehe. Aber es setzte ein schweres Artillerieduell ein. Der helle, metallene Klang der Kanonen mischte sich unaufhörlich mit dem berstenden Krachen der aufschlagenden Granaten. Schuß auf Schuß in nicht endenwollender Folge fiel und

krachte im Walde und gab ein weithallendes, donnerähnliches Echo. Metallhelles Klingen — Pfeifen und Fauchen des Geschosses bei seinem Anstieg durch die Luft — das eigenartige, hohle Röhren bei seinem Weg über Berg und Tal — das eiserne Bersten und Springen des Geschosses am Ziel: all diese Töne, die sich ja so rasch folgen, kennen wir, aber immer und immer wieder horchen wir auf sie, wie überhaupt hier im Walde das Ohr aufmerksam und ständig auf jedes Geräusch hört. Und wenn ein Geschoß der feindlichen Artillerie direkt über unsere Köpfe rauscht, dann sieht man unwillkürlich auf und dem enteilenden Geschoß nach, als ob man's sehen müßte. Es hat einen andern Klang, als die andern, es ist ein großkalibriges. Schweres Geschütz klingt anders als Feldkanonen. Durch das wochen- und monatelange Hören von Artilleriefeuer kennt man ganz genau die Art der betreffenden Geschütze. Und das sind unsere Sonntagsglocken! . . . . .

Sonntag ist's! Ein halb zusammengeschossenes und verbranntes Dorf. Ein halbes Hundert französischer Bewohner werden in der Dorfkirche zusammengehalten, meist alte, abgemagerte Männer. Die Frauen, die noch im Ort sind, bringen ihnen Essen. Beim Hochaltar sitzt auf einem Polstersessel der wachhabende Unteroffizier. Die Kirche, von den Bewohnern nicht mehr respektiert, dient unseren Soldaten als Ort stiller Sammlung. Alles trug den Stempel des Kriegs: entweihtes Heiligtum, abgemagerte Greise, betende Krieger, Posten am Kirchausgang mit aufgepflanztem Seitengewehr,

durchschossene Wände, zerbrochene Heiligenbilder, draußen frische Soldatengräber mit Kreuz und Helm. Es sinkt der Tag. Der Artilleriekampf setzt ein. Vor dem Ortsrand explodieren die Geschosse: sie suchen unsere Artillerie. Auch der Hagel der Infanteriegeschosse vom Wald her ist gut hörbar, ab und zu schlägt ein Irrläufer ein, an einer Hauswand. Ein nicht an all diesen Kriegslärm gewöhntes Herz wird unruhig und furchtsam. So dachte ich mir auch die französischen Einwohner in der Kirche. Und es war so. Als ich kam, standen sie in dichten Gruppen auf dem Kirchplatz neben den frischen deutschen Soldatengräbern. Ich wollte ohne viele Worte die Leute, die ja ein trauriges Los hatten — vom Verhungern nur durch die deutsche Verpflegung bewahrt — im Wetter der Geschütze beruhigen und ihnen zugleich eine Abendandacht halten. Die Musik sollte diesen Dienst tun. Auf dem alten, verstimmten Harmonium in der Kirche spielte ich „aus dem Herzen" und wollte den Armen, zum Teil verbissen in ihr Los Ergebenen, etwas sagen von Menschennot und Gottvertrauen. Langsam kamen die Leute herein, setzten sich horchend im Dunkel in die Kirchbänke oder umstanden mich am Harmonium, das von einem Kerzenstümpchen spärlich erleuchtet ist. Ich wünschte, ich könnte in die Herzen derer sehen, die da saßen und mich umstanden. Keiner sprach ein Wort. Ich auch nicht. Andächtig hörten sie zu .... ich verließ schweigend die Kirche. Im Eingang dröhnte mir der Kanonendonner entgegen, und über mir klirrten die gesprungenen Fensterscheiben: es war ja Krieg! Eben aber ging etwas durch die

Seele, das größer und tiefer ist als Menschennot: der Friede Gottes . . . Und Sonntag ist's im Herzen . . . . .

Sonntag ist's! Auch am Sonntag geht der Tod durch unsere Reihen. Drüben in unserem Waldfriedhof schon wieder ein frisches Grab mehr. Unser Kompagniefeldwebel hatte sich heute Nachmittag an einer Schußwunde durch den Hals verblutet. Als er bei einem Posten im Schützengraben stand, ereilte ihn das feindliche Geschoß. Der gute, auch von seinen Untergebenen hochgeschätzte Mann verlöschte innerhalb einer halben Stunde wie ein Licht. Er hinterläßt eine junge Frau und ein Kind . . . Auch so sieht ein Sonntag im Feld aus! Unser Oberst, den wir sehr lieben, hielt bei der Beerdigung eine ergreifende Ansprache. Doch was sagen wir jener trauernden Witwe? Menschliche Worte des Trostes prallen ab an der Größe des Schmerzes. Hier muß mehr gegeben werden als Worte, hier braucht man Kraft, Kraft von oben, von dem, der Herr ist über Leben und Tod. — Ein Hauch der Ewigkeit zog durch unsere Kompagnie. Nur wenigen sagte dieser Verlust nichts. Konnte nicht im nächsten Augenblick einen andern, mich, dasselbe Schicksal treffen? Wer konnte es sagen? Das ist Soldatenlos! Es waren doch auch Augenblicke, da wollte uns bange werden, aber wir müssen freibleiben, wir Soldaten, von alle dem, was die Seele niederzieht in irgend einer Weise. Sonst können wir nicht unsern Dienst tun: durch Einsatz des Lebens Leben gewinnen! Ein geheimnisvoll-rätselhaftes Wort, und dennoch wirklich, in unserer Zeit so deutlich wirklich: durch Opfer zum

Sieg! Und wir müssen siegen! und wir werden siegen! Nur wer frei ist, kann siegreich kämpfen, frei auch von lebenverzehrender Sorge um unsere Zukunft. Es ist eiserne Zeit. Da muß alles weg, was schwach macht, auch der überwallende Schmerz um Verlorenes, auch die sonnigen Träume der Zukunft, auch das Heimweh nach Elternhaus und Freunden. Das gehört *mit* zu dem Opfer, das der Soldat bringt. Denn seine Kraft gehört nicht ihm, sondern dem Vaterlande, dem er dient. Mitten hinein in den mächtig durch unser deutsches Volk gehenden, bittenden und betenden Ruf: Herr, mach uns frei! frei von Tyrannenherrschaft und neidischer Mißgunst, tönt das stammelnde Gebet: Herr, mach *mich* frei, frei von dem, was meinen Dienst in Fesseln legt! Du gabst mir diese Aufgabe, zu dienen mit dem Schwert, nun gib mir auch die äußere und innere Kraft dazu, damit ich auch in schwerer Zeit treu sein kann, treu — so du es willst — bis zum Tode! ——

Sonntag ist's! . . .



Lose Bilder aus dem Schützengraben im Westen.

Von Lt. d. R. St.

4. September 1914. Seit vier Tagen liegen wir hier verhältnismäßig sicher und in die Erde eingegraben zum Schutz gegen Artilleriefeuer der Franzosen. Wir haben die Aufgabe, die Stellung zu halten, bis unsere Nachbarbrigade den Feind umgangen hat. Daß wir indessen nicht immer untätig in Schützengräben liegen, habt ihr wohl aus meiner Karte ersehen nach dem Morgengefecht bei St. Bl. Und unsere 2. und 4. Kompagnie hat schon wieder starke Verluste gehabt; sie liegen weiter vor als wir; eben gehen zwei Freunde vorbei, der eine mit Armschuß, der andere verlor drei Finger. Wie durch ein Wunder sind wir von der 1. verhältnismäßig noch stark; doch wird es auch wieder an uns kommen, wie dort bei St. Bl., wo wir am längsten hielten. — Es ist nicht leicht, die Gefühle zu schildern, die uns täglich bewegen. Hier in der ernsten, furchtbaren Wirklichkeit ist es eben ganz anders als daheim, wo man dem Ausmarsch entgegenjubelte, um bald „mitdreschen“ zu können. Und es durfte ja auch nicht

anders sein. Aber das „Dreschen“ ist nicht so einfach. Nicht als ob wir mutlos wären; nein, uns alle beseelt feste Siegeszuversicht, Vertrauen auf unsere gerechte Sache und Ergebung in Gottes Willen, der einem jeden sein Los bestimmt. Und doch verbindet sich mit der entschlossenen Opferbereitschaft der Gedanke: o, wäre es dir vergönnt, den Sieg deines Volkes auch zu erleben! Mit dem Gedanken an den Tod vertraut, regt sich die Freude am Leben mächtig. Wohl ist der Tod des Soldaten schön, weil wir ihn sterben für euch, für unser Volk. — Heute morgen erhielten wir Zeitungen, die gierig verschlungen wurden; Sieg und frohe Kunde. Uns traten vor Freude die Tränen in die Augen.

7. September. Zum größten Glück haben wir schön Wetter. Seit acht Tagen liegen wir in einem feuchten, sandigen Erdloch, natürlich nicht die ganze Zeit, aber doch meist bei Tag und während der Nacht. Täglich begrüßt uns die französische Artillerie mit Schrapnell- und Granatfeuer. Wir verschwinden dann wie die Murmeltiere in unsern Löchern und hören mit stillem Vergnügen, wie unsere „Schwere“ den Franzosen heimzahlt. Ab und zu trifft es doch.

Aus den Vogesen, 14. September 1914. Draußen klatscht der Regen an die Scheiben, graue Wolken jagen am Himmel, und ich sitze, denkt euch, an einem richtigen Tisch in einem kleinen, wenn auch ungemütlichen, so doch schützenden Zimmer. Der erste Rasttag für die Geplagten . . . seit vier vollen Wochen! Wahrlich, wir haben ihn verdient nach dem anspannendsten und aufreibendsten Gefechtsdienst, in dem

gefahrvollen Schleich- und Kleinkrieg, bei diesen Geländeverhältnissen und beweglichen Alpen-Spezialtruppen. Wie oft wünschten wir da, im Norden zu sein, im freien Gelände bei den großen Entscheidungen. Da ist man immer fertig, bei uns nie; dort hat man Sieg und Ehre. Wir werden aber auch noch dran kommen. Könnte man doch die Vogesen ausräuchern! Vorerst haben wir das hinter uns; auch die feuchten Schützengräben von St. D., wo wir nach dem Gefecht von St. Bl. 14 Tage gelegen sind. Dann erfolgte eines Abends in aller Stille der Abmarsch, ohne daß die Gallier etwas merkten, die noch lange unsere verlassene Stellung beschossen, wie wir seither hörten. — Es war eine wunderbare Nacht; über der Landschaft lag silberner Mondschein, einzelne brennende Höfe leuchteten weithin. Wir marschierten vorwärts, ohne die Zeit zu wissen — wie immer —, von abends 9 Uhr die ganze Nacht hindurch. Andern Tages trübes Regenwetter. Die Füße begannen zu schmerzen, vom langen Liegen vor St. D. verweichlicht; todmüde kamen wir bei Nacht in einem Dorfe an; alles belegt mit Soldaten. Mit vieler Mühe gelang es uns, eine Scheuer zu erlangen. Andern Tags ging es weiter; wieder ein langer Marsch. Das Bataillon hinkte nur noch müde unter der Last des schweren Tornisters, die Füße voll von Blasen. So kamen wir in strömendem Regen am 13. September in dem kleinen Dörflein B...s an. Hurra! ein Quartier! Seit langer Zeit hatten wir Nacht für Nacht im Freien geschlafen; jetzt richtete sich jeder ein warmes Heulager. Am Herde kochten wir Milch, Suppe, Eier, Äpfel, kurz

alles, was Haus und Garten bot. Wie schön, am lodernden Herdfeuer zu sitzen, in die brodelnde Suppe zu schauen, wieder eine Zigarre im Mund. So entwickelte sich ein behagliches, langentwöhntes und vielersehntes Leben im Hause, das nur von drei Frauen bewohnt war. Wann es weiter geht, wissen wir nicht, vorerst nehmen wir einen Tag um den andern und freuen uns der köstlichen Ruhe. Ein abendlicher Spaziergang durchs Dorf führt uns mit verschiedenen Söhnen der alma mater zusammen. Wir saßen dann noch um einige Flaschen Wein zusammen, die einer irgendwo aufgefischt hatte. Dann die herrliche Nachtruhe! In unserm Raum liegen wir zu sechs auf Stroh; in einer Ecke schläft eine alte Großmutter, in der andern ist eine Kiste mit Hasen. Aber alles in schönster Harmonie, und kein Alarm, wie sonst, ist zu besorgen.

15. September. Noch immer sind wir hier in unsrem Quartier, wo wir uns tüchtig erholen und vor allem fest herausfüttern. Es ist heute der dritte Abend. Ich sitze hier beim Lampenschein und lese eure lieben Briefe. Denn heute ist eine große Sendung Post angekommen, offenbar seit längerer Zeit aufgestapelt. Wenn ich dann die Leute meiner Korporalschaft zusammenrufe, däucht es wie Weihnachtsfreude, wenn alle die liebevoll verschnürten Pakete und Briefe verteilt werden. Solch ein Brief aus der fernen, lieben Heimat macht einen ganz andern Menschen aus einem. Wenn wir aber da lesen, wie ihr sorgt, bangt, für uns betet und doch uns wieder Mut und Gottvertrauen zusprecht — dann schämt

man sich fast, wie man selber im Augenblick nur auf das leibliche Wohl bedacht ist. Aber so bringen es halt die Verhältnisse mit sich; in einigen Tagen vielleicht schaut man wieder mit Sehnen nach dem heutigen Paradies.

16. September. Wir sind auf deutschem Boden! O Deutschland hoch in Ehren! Welche Gefühle bestürmten uns, als wir im Abendschein die Grenze wieder überschritten, weg von dem unseligen Boden Frankreichs, der so viele liebe Kameraden deckt. Unser verwundeter Oberst hat es erwirkt, daß sein so schwer mitgenommenes Regiment für einige Tage zurückgezogen wird. Glückselig marschierten wir nach dreistündigem Marsch abends in das Städtlein ein. Was gab es da alles zu sehen! Gaslaternen, elektrisches Licht, Läden, gefüllt mit Waren, denkt euch: gefüllt! Metzger-, Bäckerläden, lauter Dinge, die wir seit . . . nimmer gesehen. Wir freuten uns wie Kinder; man führte uns in eine Kaserne; da gab es schiefe Gesichter, denn man hatte auf eine zweite Auflage Kapua gerechnet, schon verwöhnt vom Hasenstall. Aber bald waren wir versöhnt, als wir die geräumigen Stuben und Lagerstätten sahen. So sitze ich mit einem gleichfalls betreßten Kameraden beim Lampenschein; wir essen Schokolade, Marke Liebesgaben, und sind vorläufig wieder wunschlos. Das heißt etwas! Soviel bekannt, bleiben wir einige Tage hier. Da wollen wir uns versehen mit allem, was man braucht, vor allem aber wieder rasieren lassen. Nun sehen wir ganz geleckt aus.

Weihnachten im Feindesland.

Am Morgen des 24. Dezember rückten wir wie gewöhnlich aus, um Faschinen zu flechten, aber schon um 11 Uhr holte man uns wieder zurück; man befürchtete einen feindlichen Angriff. So mußten wir uns den ganzen Nachmittag marschbereit halten. Indes störte der Gegner das Fest doch nicht. So durften wir in dem lieb gewordenen Quartier den heiligen Abend nach deutschem Brauch feiern; darauf hatte sich ja alles schon längst gefreut; man hatte auch seit Wochen einen Tannenbaum ins Auge gefaßt in einem Garten, sofern nicht schon andere Liebhaber ihm vorher Füße gemacht haben sollten. Unser Quartier aber ist eine große Ziegelei in C.; die Mannschaften in geschlossener, großer Scheune, die Unteroffiziere in den Ställen. Da haben sie sich Feuerstellen gebaut, Bank und Tisch gemacht. — Nun ist also heiliger Abend; draußen ist Sudelwetter, Kälte und Schnee sind weg. Den Mittag haben wir unseren Raum, einen ehemaligen Schweinestall, mit Efeu bekränzt, Decke und Wände mit Tannenreis geschmückt; das Bäumchen, auf nächtlicher Patrouille erobert, steht auf dem Tisch. Das schmückten wir mit Kerzen und Flitter; einige Päckchen wurden darunter gelegt. Die Feldküche hatte einen Glühwein gebraut, und als es dunkelte, zündeten wir den Baum an, setzten uns aufs Strohlager und sangen „Heilige Nacht“. Es ist begreiflich, wenn einem und dem andern eine verstohlene Träne ins Auge trat. Unsere Gedanken weilten im fernen Elternhause, unsere Augen sahen die

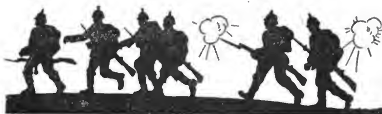
fernen Lieben unter dem Baum stehen. Ich habe vielleicht nie so tief die Bedeutung der Feier empfunden, wie unter diesen Umständen. Wir stießen an; im Ofen brannte hell das offene Feuer, und der Baum spiegelte seine Lichter in leuchtenden Augen. Dann las unser Theologe das Weihnachtsevangelium, und wir sangen: „Es ist ein Ros entsprungen". — Als Korporal ging ich dann zu der Mannschaftsfeier in die Scheuer hinab. Dort hatten die Leute um die Mittelsäule mit Hilfe von Efeu einen hübschen Baum gerichtet und sangen andächtig ihre Weihnachtslieder. Es war ergreifend. Da mitten hinein in die Feier ertönt der Ruf: Es brennt! Wo? Bei euch oben! Ich renne alles über den Haufen und stürze hinauf. Da steht der Bau in hellen Flammen! Lichterloh schlägt die Flamme hinauf. Es sind aber alle Waffen und Ausrüstung gerettet, nur einige Weihnachtspakete sind verbrannt. Da mußten wir nun zusehen, wie die Arbeit von Wochen in Flammen aufging; jedes Stück tat einem weh; der hübsche Tisch, die stilvolle Bank, bis zu den Bildern an den Strohwänden. Indes hatten wir Mühe, daß nicht der Brand weiter griff. Löschwerkzeuge fehlten, so hieben wir mit Beilen und Äxten die Verbindung ab. Nach einer Stunde war alles ein rauchender Trümmerhaufen. Villa Schweinestall gehörte der Vergangenheit an. Uns bleibt sie unvergeßlich. Andern Tags bauten wir uns, wie der kleine Maxel, mit frischem Mut ein neues Heim.

Aus dem Schützengraben.

Vom nebelgrauen Himmel fallen schwere Tropfen,
Eintönig, schlagen an die feuchte Lehmwand
Und rieseln nieder. Ab und zu ein einzler Schuß
Durchdringt mit hartem Schlag der Wasser Rauschen.
Der Posten wandelt auf und ab, gemess'nen Schrittes,
Und unter seines Fußes Schwere quietscht der feuchte
Lehm.
Ich sitz' im Unterstand, vier Meter unterm Boden
Und lausche in die Nacht hinaus dem monotonen Lied
Des Regens, einsam träumend bei der Pfeife Glut.
Es klopft. Ein junger Kriegsfreiwilliger tritt ein,
Der Regen rieselt ihm von Stirn und Wange —
„Herrn Leutnant melde ich, daß ich zu einem Kurs
Nach Deutschland kommandiert!" — Glückstrahlend
spricht er's,
Die Freude lacht ihm aus den Augen, die der Hei-
mat trautes Bild
In weiter Ferne schon erspäh'n. — Ich drücke ihm
die Hand, er geht.
Mir aber klingt es fort: „nach Deutschland" —
Und Heimweh faßt mich nach dem fernen Land,
Das hehr und stolz ob allen Landen glänzt,
Und stark und treu, im Meer der Falschheit und
der Lüge
Die Insel Thule, wo noch Eid und Ehre gilt.
Nach seinen quelldurchrauschten Wiesentälern,
Nach seiner Wälder träumerischer Einsamkeit,
Nach seiner dunklen Seen geheimnisvollen Tiefen,
Nach seiner Flüsse silberklarem Lauf,

Nach seinen trutzig-stolzen Burgen, seiner Berge
Freiheit,
Nach seiner Städte altersgrauen Gassen,
Nach seinen blonden Mädchen, stark und rein. — —
Ein Ruf des Postens schreckt mich aus dem Traum —
Die Pfeife ist erloschen.
Aus Frankreichs grauem Himmel fällt der Regen
In schweren Tropfen auf des Grabens feuchte Wand.

Nordfrankreich, August 1915.



„Hindurch mit Adlersflügeln ...“

Ein Kriegerleben in Briefen.

Von

† Karl Josenhans, Lt. d. Ref.

Der Verfasser der folgenden Briefe ist cand. theol. Karl Josenhans, geb. in Leonberg 4. Okt. 1892, Sohn des Missionars J., in Odumase, Goldküste (jetzt Basel). Er ist ausmarschiert am 9. Okt. 1914, wurde im Felde zum Leutnant der Reserve befördert, diente im Inf.-Regt. 120, 3. Komp.

26. August. ... „Auf Wiedersehen am Karrenspuz am nächsten Samstag!“, so hieß es damals. Und am Samstag mittag war mobil! Kolleg war bis Freitag vormittag. Mein letztes war „Schlatter, Geschichte Jesu.“ Hier waren's noch keine eigentlichen Abschiedsworte, da der Kriegszustand noch nicht erklärt war. Am Freitag war „Wurster, Praktische Theologie“. Eben um 4 Uhr war der Kriegszustand erklärt, und Wurster schloß gleich zu Anfang des Kollegs wieder: „Einige von Ihnen werden mit dem Tod Zeugnis ablegen, andere werden nach dem Krieg Zeugen sein dürfen.“ Und mancher von uns hat in diesen Tagen mehr Theologie gelernt als in acht Semestern. Am Freitag abend hatten wir auf unserm Haus Abschiedsabend, eine Anzahl von uns war allerdings schon weg. Auch hier war es wie

eine große Wandlung. Da öffnete man sich gegenseitig das Herz anders als sonst, und „Von Gott will ich nicht lassen" war das Lied.

Am Montag ging's nach U... Unser Zug wurde überall mit Hurra begrüßt. In meinem Zug saß eine Frau, die sagte: „Wie froh bin ich, daß mein Sohn schon vor drei Jahren gestorben ist, der müßte jetzt auch mit." Gottlob, daß es nicht viele Mütter gibt, die so denken! Es ist doch ein Vorzug und ein Geschenk, wenn man dem Vaterland etwas schenken darf. Am Donnerstag morgen ging's zur Wilhelmsburg. Da wurden verlesen viele Kollegen vom Stift: 1. Feldkompagnie, 2. Feldkompagnie, 3. Feldkompagnie usw. Dann kam ich: Rekrutendepot; ich wußte natürlich sofort, was das bedeutete. Ärztliche Untersuchung, Impfen, Einkleiden war bald vorbei, und dann hatten wir ziemlich frei in den nächsten Tagen. In allen diesen Tagen gehen fortgesetzt Truppenzüge durch, es waren einige Hundert, sehr viele Bayern. Im Lauf des Freitags die U.... Regimenter 120 und zum Teil 127. Am Samstag abend nahm ich von Johannes*) Abschied, ohne viel Worte und in Ruhe. Wenn man weiß, wie man dran ist, so trägt man alles leicht. Am Samstag morgen 3 Uhr fuhr dann das 3./127 ab. Wenn man so ein Bataillon nach dem andern mit Sang und Klang hinausziehen sah und in der einen oder andern Kompagnie einen Kompromotionalen oder Kameraden, da konnte es einem recht einsam zumute werden. Aber es ist etwas Prachtvolles gewesen dieser Ausmarsch. Daß diese Truppen siegen wer-

*) Seinem Bruder.

den, daran konnte man keinen Augenblick im Zweifel sein. Tadellos neue Ausrüstung, die helle Begeisterung in allen Augen, und jeder wußte, wofür er ins Feld zog. Und jetzt wird eben gearbeitet ohne Hast in aller Ruh, aber immer im Bewußtsein, daß draußen bald Nachschub notwendig sein kann, und wenn's hie und da langweilig werden will, so denkt man auch, jeder hat sein Opfer zu bringen. Im übrigen ist die Rekrutenausbildung interessanter, als ich es mir anfangs vorstellte. Langeweile bekommt man hier kaum. Zudem ist das Wetter schön, wenn auch morgens alles naß vom Tau ist, aber ich habe ausgezeichnete Stiefel. Nachts schläft man auf dem Strohsack fein und hat dabei zwei Teppiche. Jeder von den Vizefeldwebeln hat ein eigenes Zimmer mit ausreichendem Mobiliar, und so kann man für sich in der Stille sein, wenn man will. Wie lange wir hier oben sind, ist natürlich ganz ungewiß; vielleicht werden wir je nach Bedarf nachgeschoben, vielleicht bleiben wir auch noch als Personal für die Rekruten von 1914 da, die erst nach den Ersatzreservisten ausgebildet werden. Leicht werden einem alle Opfer, wenn man an das große Vaterland denkt, leicht, wenn man weiß, daß man in Gottes Hand steht.

16. September. . . . Vom Regiment draußen werden wohl Mannschaften nachgefordert, aber fast keine Vizefeldwebel. Offiziere allerdings auch. Wahrscheinlich aus diesem Grund wurden gestern sieben von uns, darunter ich, zur Wahl vorgeschlagen, das heißt gewählt. Das Resultat weiß man natürlich nicht, und es kann noch einige Zeit anstehen, bis es

herauskommt. Aber ich bin dann immer noch nicht unter den ersten, die wegkommen, denn ich bin ja beim Rekrutendepot, und fünf von den sieben sind beim Ersatzbataillon. Ich vermute, daß diese bis 1. Oktober rauskommen. Bei uns ist es immer noch so, daß man sich den Rang streitig macht, wer zuerst wegkommt, und es ist auch kein Wunder und ganz in der Ordnung. Bei den Verheirateten ist es wieder etwas anders, aber wenn der erste Abschiedsschmerz überwunden ist, gehen auch diese gern. Arbeit wünscht man sich so viel wie möglich, denn es ist das schlimmste, was einem begegnen kann, gegenwärtig untätig zu sein. An dem ordentlichen Wetter sind wir sehr froh, denn ein Dauerregen würde die Ausbildung ziemlich beeinträchtigen. Gestern sahen wir wieder einmal die Alpen von hier aus, ich kann sie sogar von meinem Fenster aus sehen. Da denkt man dann immer an die freien Schweizer, aber ich bin jedesmal froh, daß ich kein Schweizer bin, denn gegenwärtig neutral sein zu müssen, ist nichts Angenehmes, und in den Zeitungen sich ängstlich davor hüten zu müssen, die deutschen Erfolge freudig anzuerkennen, ist eigentlich auch eine klägliche Zwangsjacke.

6. Oktober. . . . Nun scheint es endlich wahr zu werden, daß auch ich hinauskomme. Wir sollen uns marschbereit halten, noch in dieser Woche geht's los. Wenn ich so meinen Tornister packe und den Koffer, dann ist's mir beinahe, als ginge ich in die Ferien oder auf eine Tour, zu der man den Rucksack packt. Ich bin froh, daß ich noch so ruhig

Zeit habe, mir alles genau zu überlegen, was ich mitnehme, wenigstens im Tornister. Es interessiert euch vielleicht, was da alles mitgeht: 1 Hemd, 2 Paar Unterhosen, 3 Paar Socken, 6 Taschentücher, 1 Leibbinde, 1 Rücken- und Brustwärmer (Kamelhaar), 1 wollene Weste, 1 Gummiweste, 1 Handtuch mit Seife, 1 Paar Hausschuhe, 2 Paar Lederhandschuhe, dazu 2 Paar ganz leichte Kamelhaarhandschuhe (unter die Lederhandschuhe), 1 seidenen Kopfschutz, 1 Halsbinde, 1 Laterne mit 4 Kerzen, Kamm und Zahnbürste, 2½ Pfund Dauerwurst, 10 Tafeln Schokolade, 100 Revolverpatronen, 1 Neues Testament, 1 Feldpionierschrift, Hirschtalg für die Füße, 1 Fläschchen Lederöl, etwas Saccharin, Hühneraugenpflaster, 2 homöopathische Mittel gegen Verdauungsbeschwerden und Übermüdung (von Frau Lindenmaier in Tübingen), 1 kleines Fläschchen Kognak, 1 Eßbesteck, einige Zigarren, 1 Feuerzeug mit Zunder. Auf dem Tornister den Mantel und einen Umhang aus Wachstuch. Wie ich schon vorher geschrieben habe, sind wir, die wir fortkommen, alle in gehobener Stimmung, trotz des Regenwetters, das nicht gerade einladend ist zum Nächtigen im Schützengraben. Die älteren, meistens verheirateten Vizefeldwebel sind froh, daß wir Jungen uns gemeldet haben zum Fortgehen, denn wenn einer verheiratet ist, geht es nimmer so leicht. Es kommen mit mir noch 9 Offizier-Stellvertreter hinaus, die aber wahrscheinlich auf das ganze Regiment verteilt werden. Herr M . . . . ., den ja Du, lieber Vater, kennst, sagte: „Es ist ja gleich, ob man fröhlich oder traurig stirbt, dann also lieber fröhlich!“

Ich bin froh, daß es bei mir nicht so heißt. Zunächst glaube ich an eine gnädige Bewahrung Gottes und würde mich freuen, wenn ich später noch einmal etwas Tüchtiges arbeiten dürfte, denn bis jetzt war's ja noch nichts damit, oder es ist anders beschlossen — so bin ich drüben besser aufgehoben als hier. Freilich wird es einem jetzt besonders deutlich, was christlicher Glaube heißt; von der Dogmatik des letzten Semesters weiß ich ja nicht mehr viel, aber doch das, daß von Wissen keine Rede ist, und der leichteste Glaube ist der kindliche. So kann man fröhlich hinausziehen, und das Bewußtsein, für das große deutsche Vaterland zu kämpfen, ist etwas Herrliches. Die Adresse ist zunächst einfach J.-R. 120, bis ich eine Kompagnie angeben kann. Aber schreibt ja immer den Vornamen und Offz.-Stllv. dazu, weil ja der andere Josenhans auch im Regiment ist.

8. Oktober. . . . Soviel man hört, geht es morgen los; aber ein Marschbefehl ist noch nicht da.

15. Oktober, L . . . . Es ist merkwürdig, wie so ganz anders es meistens geht, als man denkt. So dachten wir nicht anders, als daß es gleich ins Gefecht gehe, sobald wir angekommen seien. Und nun haben wir ein Leben wie im Manöver. Von der Eisenbahnfahrt ist nicht viel zu berichten. Wir Offizier-Stellvertreter hatten einen, wenn auch schlechten, 2. Klasse-Wagen, und so ließ es sich schon aushalten. Die Nächte brachten wir so gut wie möglich im Wagen zu und konnten doch wenigstens eini-

germaßen schlafen. So ging es fort bis Dienstag morgen mit vielem Halten unterwegs, und immer morgens, mittags und abends warme Verpflegung. In Lothringen fing es an trostlos zu werden, d. h. die Gegend ganz flach, die Häuser viereckige Kästen ohne allen Verputz, die Bewohner schmutzig. Da haben wir gesehen, was unser Württemberg für ein gesegnetes Land ist, selbst das ärmste Dorf auf der Alb ist noch ein Paradies gegenüber diesen elenden Hütten. In Luxemburg war die Bevölkerung viel freundlicher als in Lothringen. In E... wurden wir mit Jubel empfangen, namentlich als wir den Kindern Pfeffermünz und Schokolade austeilten. Die Leute sagten, wir sind schon Deutsche. Dann ging's eine Strecke durch Belgien. In B..... stiegen wir am Sonntag morgen aus, um uns die Stadt etwas anzusehen. Die meisten Häuser waren geschlossen, aber es gab wenigstens frischen Zwetschgenkuchen. Am Sonntag war dann noch Feldgottesdienst während eines Aufenthalts auf einer Station. Professor B .... von Stuttgart (Sohn des Ephorus) ist als unser Feldprediger mit. In C .... gab's Obst auf den Bäumen. Die Leute sind törichterweise fast alle fort, und so holte man eben, was man brauchte. Nach etlichen Aufenthalten kamen wir dann nach S .... hier sahen wir uns die Stadt an, in der einige Straßenkämpfe stattgefunden hatten. Bei einem Herrn H .... aus C ...., der einen Zigarrenladen aufgetan hat, konnten wir uns versehen, außerdem gab's Weiß- und Rotwein. In S .... sahen wir auch, was hinter der Front gearbeitet wird, eine Un-

menge Feldpostwagen, Sanitätsautomobile, Lebensmittelwagen. Da bekommt man Respekt vor der großartigen Organisation. Bei S . . . waren alle Brücken über die M... wundervoll gesprengt. Das haben die Franzosen los, aber unsere Pioniere haben alles wieder prachtvoll aufgebaut, sogar Eisenbahnbrücken. Von S . . . . ging's weiter, Richtung R....., vor R..... zweigt die Bahn ab nach St. M........, und hier fuhren wir dann weiter bis Station A...., von wo wir einen Fußmarsch von 5 km bis L..... hatten. Hier ist Ortsbiwak für Regiment 124 und Landwehrregiment 26 (Magdeburg). Die Front der Schützengräben ist etwa 5 km von hier weg. Gegenwärtig ist unser Regiment draußen, und 124 ist hier im Biwak. Wir warten nun inzwischen, bis unser Regiment morgen zurückkommt, dann werden wir eingeteilt. Nach einigen Ruhetagen werden wir dann hinauskommen. Die Verpflegung ist hier ausgezeichnet. Ebenso ist in den Schützengräben gut durch die Feldküche gesorgt. Draußen ist man ganz eingegraben und liegt auf etwa 100 m den Franzosen gegenüber. Den ganzen Tag ist ein Geplänkel, das aber nicht viel Wert hat. An Königins Geburtstag sandten die 124er eine blinde Granate zu den Franzosen hinüber, es werde gebeten, ruhig zu sein, da von 12—2 Uhr die Musik spiele, und es hatte auch Erfolg, denn die Franzosen hören auch gerne Musik. Gegen Kälte hat man Teppiche und Stroh, außerdem gibt es auch einige Öfen draußen. Im übrigen ist es heute ganz warm, es regnet nur ein wenig. Mit dem Essen machen wir's so: Wir lassen das Rauchfleisch und die Kon-

serven von unseren Quartierfrauen kochen und geben ihnen dann auch davon, da sie sonst gar nichts zu essen haben. Ich muß mich ganz wundern, daß ich alles Französisch so gut verstehe, nur mit dem Sprechen geht es etwas holprig. Die Leute sind sehr freundlich, trotzdem die Männer, die zurückgeblieben waren, in der Post gefangen sind. Aber sie bekommen Essen von ihren Leuten und sind ganz zufrieden. Der Schmutz in den Häusern geniert einen nicht mehr viel, und man ist zufrieden, daß man sich den Tag noch waschen kann und nachts wenigstens die Stiefel noch ausziehen. Nachher geht's dann wieder 7 Tage in den Schützengraben.

20. Oktober. . . . Aus einem Erdloch im Argonnenwald möchte ich Euch jetzt schreiben. Am Samstag Mittag sind wir hier heraus in den Wald gezogen. Ich hätte nie gedacht, daß ein solcher Waldkrieg überhaupt möglich wäre. Stellt Euch einen dichten Wald vor, in dem man höchstens 20 Meter weit sieht, mit lauter kleinen Stämmchen Buchen, Birken usw. durcheinander, dazwischen einige größere Bäume. Und in dieser Wildnis liegen wir in einem tadellosen Schützengraben, in dem jeder Mann sein mit Stroh ausgefüttertes Nest hat. Mit Säge, Beilpick, Spaten ist gearbeitet worden, und in kurzer Zeit ist der Graben fertig gewesen, natürlich auch mit Schießscharten für jeden Mann. Die Franzosen liegen uns auf etwa 50 Meter gegenüber, natürlich ebenso eingegraben. Im Großen und Ganzen ist es ein stilles und geruhsames Leben. Tagsüber arbeitet man im Schützengraben,

bessert die Wege aus, hie und da kommt ein Geschoß unserer lieben Gegner über unsere Köpfe, was uns aber so wenig beunruhigt, daß wir auch außerhalb der Schützengräben spazieren gehen, um etwa Bäume abzusägen für ein regensicheres Dach. Nachts fangen die Franzosen an, etwas lebhafter zu knattern, aber da liegen wir dann bereits in unserem Bau, und man kann sich im besten Bett nicht wohler fühlen als hier, wo man einige Meter hinter sich die Geschosse in die Bäume einschlagen hört und dabei ruhig seine Augen schließen kann. Morgens, mittags und abends kommen die Feldküchen angefahren auf einem Weg, der einfach durch den Wald geschlagen ist. Morgens gibt's Kaffee, allerdings ohne Zucker, mittags Nudel- oder andere Suppe, mit Fleisch darin, ausgezeichnet, abends Tee oder Kakao (Wasser ohne Zucker und Milch), dazu bekommt man ein tadelloses Schwarzbrot, wie ich in Zivil es noch nirgends so gut gegessen habe. Bisher hatte ich noch Sacharin bei mir und geräucherte Schinkenwurst, so daß ich mir die Kost noch etwas verbessern konnte, aber das trockene Brot ist hier auch ein Hochgenuß. Bei unserem Leutnant und Kompagnieführer W..... (aus E......) bekommen wir Offiziers-Stellvertreter übrigens auch alles, was wir brauchen, da er es wie kein zweiter versteht, sich mit allem möglichen auszurüsten. So bekommen wir bei ihm heute Abend einen ganz ausgezeichneten Kakao (mit kondensierter Milch). Er hat sich ein ziemlich großes Zimmer in den Boden bauen lassen, hat sogar einen Tisch, Stühle und Bänke machen lassen, so daß es tadellos wohnlich

darin ist. Morgens, mittags und abends fahren auch immer einige Granaten über uns weg, die weit hinter uns krepieren. Offenbar wollen die Franzosen unsere Feldküchen treffen, was ihnen aber nicht gelingt. Die Granaten platzen alle hinter dem Wald auf freiem Feld. Aber wir wissen nun, wie so eine Granate tut, wenn sie über einen hinweg fliegt. Man könnte beinahe sagen, sie rauscht durch die Luft. Am Samstag Mittag kamen wir ja aus L . . . . . weg. Sonntag gibt es ja keinen hier draußen, und Kirbekuchen*) dann das nächste Jahr wieder. Die Parole am Sonntag hieß „Kirbe", am Montag „Kirbemödich**). Letzteres kann sicher kein Franzose nachsprechen. Daß man sich hier nicht mehr waschen kann, und daß ich seit U... nicht mehr aus den Kleidern kam, macht mir bis jetzt nicht das mindeste aus. Man gewöhnt sich an alles. Auch daran, daß man keine Zeitungen mehr bekommt. Nur nachts, wenn ich aufwache, muß ich mich gewaltig besinnen, ob es eigentlich ein Traum ist, daß ich im Schützengraben schlafe. Aber wenn ich dann das Knistern des Strohes höre, wird es mir ganz klar, daß es kein Traum ist. Daß man wieder einmal in ein Bett kommen könnte, daran denkt man gar nicht. Alles dies und noch anderer Luxus, wie Tischtuch, Teller, Trinkwasser, Händewaschen vor dem Essen usw. liegt so weit hinter einem, daß man gar nicht mehr daran denkt.

Doch auf morgen hat unser Brigadier einen Sturm angesetzt, und wir sind alle darauf gespannt,

*) Kirchweih.
**) Kirchweih-Montag.

wie er ausfällt. Wenn man so etwas vor sich hat, dann wird man kräftig daran erinnert, wie gar nicht man sein Leben in der Hand hat. Und es ist auch gut so. Dann kann man viel ruhiger alles an sich herankommen lassen. Und so sehe ich auch dem morgigen Tag getrost entgegen in der Zuversicht, daß es auf jeden Fall recht gehen wird.

„Schloß“ bei L....., 24. Oktober. .... Meinen Brief aus den Schützengräben werdet Ihr erhalten haben. Ich habe ihn ja am Abend vor dem Sturm geschrieben, da ich nicht wissen konnte, wie die Sache ablaufen würde. Um 12.30 begann das Konzert: die großen und kleinen Minenwerfer arbeiteten, die zwei Geschütze, die 100 Meter hinter uns standen, donnerten durch den Wald, und nach dem 6. großen Minenwerfer hörte man auf unserem rechten Flügel ein Hurra und dann ein greuliches Infanterie- und Maschinengewehrfeuer. In dem Wald klingt alles noch viel lauter als im freien Feld. Die großen Minen werden von den Pionieren geschleudert und haben eine solche Wirkung, daß selbst bei uns der Boden zitterte und es manchen Stein auf uns herab regnete. In den Boden werden durch die Minen Löcher von 15 Meter Durchmesser ausgehoben. Durch diese großen Kracher sollten die Franzosen zuerst erschüttert werden, und das gelang auch ziemlich, denn der Sturm gelang und zwar ohne viel Opfer. Freilich machten die Franzosen bald einen Gegenstoß und kamen auch mit Handgranaten, aber es half alles nichts. — Wir hatten inzwischen den Befehl, auf weiteren Befehl

zum Schießen oder Vorgehen zu warten, und so standen wir und warteten, bis es Abend wurde, dann kam der Befehl, auch die Nacht auf Posten zu bleiben, da auch bei uns ein Gegenstoß befürchtet wurde. Und so hatten wir nun das Vergnügen, auch die Nacht über zu stehen, und da ging rechts und links von uns ein Höllenspektakel los, und viele Geschosse schlugen, von rechts und links kommend, in nächster Nähe ein. Aber es passierte nichts bei uns. Ich mußte natürlich immer in meinem Zug auf und ab spazieren und die Leute wachhalten. Tags darauf war's etwas ruhiger, aber die nächste Nacht kam noch einmal der Befehl zu voller Gefechtsbereitschaft. Meiner Ansicht nach hatten zwar die Franzosen alles, nur keine Angriffsgedanken, denn sie schossen mit Leuchtpistolen und überschütteten uns von Zeit zu Zeit ganz wütend mit Infanteriefeuer. Aber das machte fast nichts. In meinem Zug bekam einer einen Streifschuß am Kopf, einem wurde ein Finger abgeschossen, und mein Bursche erhielt eine Kugel, die ihm den Ärmel in einer Länge von 20 cm aufschlitzte, aber im übrigen nur ein blaues Mal gab. Wir waren froh, als am Freitag, 23. Oktober, morgens die Nachricht kam, daß wir abgelöst würden. Ein Marsch von 5 Kilometer brachte uns in unsere Mühle, die bereits Schloß Hindenburg getauft wurde. Bei diesem Marsch erst merkte man, was einen die 6 Tage Schützengraben müd gemacht hatten. Es war einem, wie wenn man 40 Kilometer marschiert wäre. Aber man war froh, daß man nun doch wieder einmal schlafen konnte, ohne die Kugeln über sich wegpfeifen zu hören und ohne

daß man die Verantwortung für seinen Posten hatte. — Ich kann euch sagen, man hat hier draußen bald Heimweh, und schon nach den 14 Tagen, die ich jetzt fort bin, habe ich den Wunsch, auch nur für kurze Zeit einen Blick zu tun in den Frieden, der bei uns zu Hause ist. Auch hier genießen wir in den Ruhetagen die prachtvolle Herbstlandschaft, aber die friedlichen Landleute fehlen einem. — Bei unserem jetzigen Aufenthalt war nach dem ersten Bedürfnis der Ruhe das nächste das des Waschens. Ich hätte es gar nie geglaubt, daß man es 6 Tage ungewaschen tadellos aushalten kann. Auch daß ich die Stiefel in dieser Zeit immer anhatte, machte mir gar nichts aus. Überhaupt geht es mir gesundheitlich ausgezeichnet. Wir sind an dem schönen Herbstwetter alle recht froh, vor allem darüber, daß wir eigentlich noch nie naß geworden sind. Ein wenig Morgenfrische macht nichts.

Das einzige, was wir hier von dem Krieg sehen, sind einige Flieger, die dann von der Artillerie beschossen werden, aber ohne Erfolg.

Sonntagmorgen. Eine Nacht mit ausgezeichnetem Schlaf ist hinter mir, denn wir haben sogar Teppiche gehabt auf dem Strohsack. Dazu scheint die Sonne prachtvoll, und es ist so warm wie im schönsten Frühling. „Durch Gottes Gnade bin ich, das ich bin“, ist ja heute der Lehrtext, und diese Wahrheit empfindet man im Feld ganz besonders, wo man ja nie weiß, was einem der morgige Tag bringen wird. Aber man ist froh an dem, was jeder Tag Schönes und Gutes bringt auch im Leiblichen.

Gestern gab's wieder einmal Butter, Schweizerkäse, Edamer, sogar Zunge in saurer Sauce, Kartoffelsalat, Rotwein; heute gibt's gebackene Fische. Außerdem bekamen wir gestern unsere Koffer, so daß ich mich wieder mit Schokolade und Zigarren versehen konnte. Wenn man auch in den Schützengräben immer genug Verpflegung hat, so ist einem doch Abwechselung immer willkommen.

Morgen werden wir wahrscheinlich wieder hinauskommen in die Schützengräben und zwar wahrscheinlich als Reserve bei einem Sturm: „es soll mehr mit dem Gewehr als mit dem Spaten gearbeitet werden" heißt ein neuer Korpsbefehl, und es soll nun demnach öfter ein Angriff gemacht werden. Freilich ist es so eine Sache, gegenüber einem schwer verschanzten Gegner, aber unsere großen Minenwerfer arbeiten tadellos vor. Die Franzosen haben auch nicht die geringste Angriffslust und wollen sich offenbar darauf beschränken, ihre Stellung zu halten. Aber wir selbst kommen bei einem Sturm nur etwa 100 Meter vor, und der Wald ist noch einige Kilometer lang.

1. November. . . . . Nach der kalten Nacht freuten wir uns wieder auf den Schützengraben und kamen dann bald auch wieder in unsere alte Stellung, nur etwa 30 Meter weiter nach vorne. Unsere Ablösung hätte schon den von uns geplanten Angriff machen sollen, es war aber als zu gefährlich aufgegeben worden. Dagegen hatte rechts von uns 127 angegriffen, und es scheint nun, daß der Gegner vor uns selbst geht. Die Stellung ist folgende:

In der Mitte ist eine Schlucht, in der ein kleines Bächlein fließt; rechts von uns 123 ist schon jenseits, links 124 ebenfalls, 120 ist in der Mitte. In der vorderen Linie liegen immer drei Kompagnien: von diesen sind zwei rechts von uns bereits auch über dem Bach; unsere Kompagnie und besonders der Zug, den ich habe, steht noch auf der diesseitigen Höhe. Nun sind aber die Franzosen offenbar hier in der Mitte von selbst zurückgegangen. Nun soll morgen von unserem rechten Flügel aus vorgegangen werden, so daß wir dann nur aufrücken dürfen. Von der Front aus kann man in diesem Gelände natürlich nicht angreifen. Ja, wenn es nur einmal in einem großen Zug vorwärts ginge und nicht immer nur in so kleinen Abschnitten! In den Schützengräben mußten wir wieder unsere Unterstände bauen, und nun läßt sich's auch bei Nacht tadellos drin aushalten. Die erste Nacht haben die Franzosen wieder wie wütend geschossen, die zweite Nacht (also letzte) war es ganz ruhig. Es war heller Mondschein, und so mochten sie also keinen Angriff fürchten. Diese Ruhe, wenngleich sie auch wieder zu besonderer Vorsicht mahnt, war doch wieder sehr wohltuend. Ich habe fast die ganze Nacht von abends 10 Uhr bis morgens 6 Uhr geschlafen, und da ich genügend Teppiche hatte, war von Kälte nicht das geringste zu merken.

Schloß Hindenburg, 9. November. . . . Und nun zu meinen letzten 10 Tagen. Solange waren wir diesesmal draußen! Einmal eine kalte Biwaknacht, von der ich mich aber gleich wieder erholt habe.

Dann zuerst in unserer alten Stellung einige Tage und dann in einen eben erst erstürmten Schützengraben. Bei diesem Sturm ist auch Herr M...... gefallen. Tapfer ging er seinem Zug voran und kam bis wenige Schritte vor den feindlichen Schützengraben, als er fiel. Er war entschieden ein guter Soldat und hat sich auch im Feld seinen fröhlichen Humor bewahrt; wie er zum Sturm ging, unbekümmert, ob ihm seine Leute auch folgten, erinnerte mich allerdings eher an den Mohammedaner, der sich sagt: Was bestimmt ist, kommt. Zu richten gibt's ja für uns nichts, aber ich beklage es selbst, daß dieser persönlich so nette Mensch keinen Glauben mehr besaß. Stadtvikar K.... von C... ..... ist bei diesem Sturm auch gefallen. Mit dem Tod bin ich in diesen Tagen mehr in Berührung gekommen. Wir selbst haben ja keinen Sturm gemacht, aber wie gesagt, wir kamen in die neuerstürmte Stellung, und da lagen vorn und hinter dem Graben noch einige Tote. Ich selbst habe zwei Franzosen und drei Deutsche beerdigen lassen und die Briefschaften abgenommen. Ja, da findet man die Briefe von zu Hause; einem katholischen Landwehrmann schrieb seine Mutter alle möglichen Gebete, die besonders wirksam seien, und hofft bestimmt auf das Wiedersehen. Da kam es anders. Und dann viele französische Briefe. Da heißt es in dem Brief einer Frau am Schluß immer wieder: Petit, Petit est toujours bien sage. [1]) Einem andern schrieb seine Schwester, daß sie ihm 2 Pfund Schokolade schicke. Außerdem will sie

[1]) Das Kleinchen ist immer recht artig.

ihm Handschuhe schicken, die den Nebel nicht so anziehen, auch noch eine Kapuze gegen Regen. Also alles wie bei uns, und wenn man solches liest, vergeht einem der letzte Funke von Haß gegen die Franzosen, falls ein solcher überhaupt noch da sein sollte. Au revoir, à bientôt, jespère [1]) heißt es oft. In unserer neuen Stellung war es sehr interessant. 1 Meter vor unserem Schützengraben lief ein französischer Laufgraben, den wir erst spät entdeckten, da er so tief unter unserem lag, daß man ihn nur mittels sogen. Wallspiegel sehen konnte. Hätten die Franzosen auch nur einigen Schneid besessen, so hätten sie dicht vor unsern Graben schleichen und uns mit Handgranaten gehörig einheizen können. Aber nichts geschah, und als wir den Graben entdeckt hatten, stießen wir zu ihm durch und setzten in den französischen Laufgraben einen Doppelposten hinein, so daß wir nun sicher waren vor Überfällen. Die Franzosen sind überhaupt übel daran. Sie haben alles das nicht, was uns das Vordringen erleichtert. So haben wir schußsichere Stahlschilde. die nur auf den Schützengraben aufgesetzt zu werden brauchen, und die Schießscharte ist fertig. Die Franzosen uns gegenüber versuchten immer wieder Schießscharten zu bauen. Aber so oft sie etwas Holz oder Erde auflegten, wurde es von unsern Leuten wieder zusammengeschossen. Dann mit den Handgranaten! Die französischen sind zwar barbarischerweise mit langen Drahtstiften gefüllt, aber sie gehen meistens nicht los, oder haben sie eine so lange Zündung, daß man sie packen kann

[1]) Auf Wiedersehn, bald, hoffentlich!

und wieder zurückwerfen, bevor sie losgehen. Außerdem scheinen sie keine richtigen Pioniere zu haben, denn die Handgranaten platzen meistens 8 Meter vor unserem Graben. Ein weiteres Mordinstrument, das wir voraus haben, sind die großen Minenwerfer. Da werden große Granaten etwa 400 Meter weit in die Luft geschleudert und fallen dann fast senkrecht nieder. Ich habe diesesmal ihre Wirkung genau betrachten können. Äste und Erde wurden haushoch in die Luft geschleudert, und, obwohl die Minen 80 Meter vor uns niederfielen, zitterte bei uns der Boden. Während dieser Explosion habe ich mittels eines Wallspiegels in den Laufgraben der Franzosen hineingesehen und beobachtet, wie die geängstigten Leute im Laufschritt nach hinten durchgingen. Aber es stand offenbar hinten jemand mit der Pistole, denn der eine wie der andere kroch wieder vor. Menschenjagd ist dieser Krieg, und es gehört das zum Gemeinsten. Da kann man froh sein, daß wir nicht schuld sind an diesem Krieg; denn auch so erfaßt einen hie und da der Ekel über diese Tätigkeit, aber das muß ich sagen: der Anblick der Toten selbst mit den schrecklichsten Wunden hat mir gar nichts ausgemacht. Es wird einem beim Anblick dieser traurigen Reste klar, wie wenig dieser Erdenkörper mit der unsterblichen Seele zu tun hat, und hier draußen hält man sich auch viel weniger auf mit dem Leib als im Frieden der Heimat. In meinem Zug hatte ich leider diesmal einen Toten und einen Verwundeten. Der Verwundete erhielt von seinem angeschossenen Gewehr einen Splitter an oder ins rechte Auge, und vor-

gestern nacht 9 Uhr, am Abend vor der Ablösung, hatten wir den Toten. Ich sah eben die Posten nach, die alle hinter Stahlschilden standen. Kaum war ich an dem einen vorbeigegangen, als er lautlos zu Boden stürzte. Es war stockdunkle Nacht, aber um so schauriger war es, das Leben in einem starken Strom hinwegrauschen zu hören. Da ich nicht wußte, ob noch etwas zu heilen war, mußte ich zuerst Licht machen, und da sah ich mit einem Blick, daß es aus war. Er hatte seinen Kopf etwas über seinen Stahlschild erhoben, wo noch ein Sandsack aufgebaut war. Durch diesen Sandsack drang in dem einen Moment ein Geschoß, stellte sich quer und traf den Mann in die Stirne. Die französischen Geschosse sind ja um einiges länger als unsere, und ein sogenannter Querschläger reißt grausige Wunden. So auch in diesem Fall. Der halbe Schädel war weg. Dieser Anblick machte mir nichts weiter aus, aber daß ich so einen Mann verlieren mußte, hat mich in jenem Augenblick stark mitgenommen. Und dann sofort der Gedanke: ob nicht etwas an der Schießscharte war, das vermieden werden konnte. Aber, wie gesagt, der Mann hat sich nur für einen Augenblick aufgerichtet, und so war es schließlich seine eigene Unvorsichtigkeit, die an dem Unglück schuld war. Ich war aber froh, daß wir am andern Morgen abgelöst wurden. Von körperlichen Strapazen ist ja bei mir nicht die Rede, ich habe meine Teppiche bei Nacht, immer genug zu essen und zu trinken, das Pfeifen und Einschlagen der Kugeln in die Wälle macht einem nichts mehr aus, aber die Verantwortung ist es, die einen angreift.

So läßt es einem nachts keine Ruhe, man sieht immer wieder nach seinen Posten, damit ja alles aufpaßt. Und dieses geht einem dann auch in der Zeit der Ablösung nach, so daß man nachts immer von Posten und Schützengräben träumt. In der zweiten Nacht nach der Ablösung wird es dann besser, so daß man sogar wieder Friedensbilder träumt. Wie Hohn klingt mir jener Satz, den ein Stadtpfarrer einem Kameraden (Lehrer) schrieb: „Ein baldiges Ende des Krieges dürfen wir nicht wünschen, weil es nicht möglich ist.“ Ich möchte den Mann nur einmal einen Blick tun lassen zu uns heraus. Und auch viele Feldpostbriefe werden dem Ernst nicht gerecht; die meisten der schönen Briefe sind von Leuten geschrieben, die sich einige Kilometer hinter der Front herumbewegen und meistens vespern. Also bitten wir getrost um ein baldiges Ende.

13. November. . . . Schon sind wir wieder hinten, nachdem wir zwei Tage im Wald lagen als Reserve. In diesen zwei Tagen haben wir nichts gearbeitet, wie Ihr an einem 12seitigen Brief an die l. Großmama seht. In der Reservestellung hatten wir es ganz gut. Die Schießerei ging uns nichts an, allerdings ging es immer sehr unruhig zu. Bei der stockdunklen Nacht sind die Franzosen besonders nervös geworden, knallen an einem fort, und unsere Posten wollen sich dann auch wieder hie und da durch einen Schuß Mut machen: dann hatten wir die Freude allernächsten Granatfeuers. Allerdings war es doppelt ungefährlich, einmal, weil wir an einem

Abhang lagen und alles über uns weg in die Schlucht fuhr; zweitens, weil alles, was in unsere Nähe kam, Blindgänger waren. Aber mit Nachtruhe war es nicht viel. So waren wir froh, als wir nach zwei Tagen wieder abgelöst wurden. Diesesmal war es eine besonders schöne Ablösung, indem ich nämlich hoch zu Roß vor der Regimentsmusik einherzog. Mein Leutnant und Kompagnieführer hat ja zwei Pferde, und am Abend vorher fragte er mich, ob ich reiten könnte. „Jawohl, Herr Leutnant!" (In Tübingen bin ich einmal zwei Stunden auf einem Kittelgaul geritten.) So wie der Herr Leutnant kannst du's auch noch, denk' ich. Siehe da, der Gaul kam: wie man die Zügel hält, wußte ich noch. Dann ging's zunächst im Schritt, dann eine Strecke deutscher Trab, dann sogar Galopp (famos) und nachher sogar englischer Trab. Trotzdem der Gaul einen sehr guten Schritt hatte, ging's selbst im englischen Trab ganz gewandt. Dieses wird nun noch öfter gemacht, denn es ist etwas ganz Prachtvolles. Der Leutnant hat es noch nicht einmal bezweifelt, daß ich reiten gelernt habe. C'est la guerre. Zu fürchten ist nichts dabei, da es ein sehr braves Tier ist. Zweck unserer Ruhe soll auch Schutzimpfung gegen Typhus sein. Man darf ja 24 Stunden nach der Impfung keinen Dienst tun, insofern ist es sehr angenehm. Nach einer ruhigen Nacht fand ich heute wieder Post vor.

Heute haben wir jetzt zum erstenmal richtigen Regen bekommen; in den Schützengräben wird es jetzt ordentlich naß, aber wenn man die Dächer der Unterstände noch etwas besser macht, kann man's

auch aushalten. Gute Stiefel sind die Hauptsache, und da wir an einem Abhang sind, wird nicht viel Wasser in den Gräben stehen bleiben. . . . Mit der Lage hier ist es immer gleich und wie man's nicht anders erwarten kann. Wenn es heißt „Boden gewonnen", in der Zeitung, so handelt es sich dabei immer um 50—100 Meter, die man bei einem Sturmangriff vorwärts kommt. Dabei steht das Gewonnene in keinem Verhältnis zu den Verlusten, d. h. wenn der Angriff richtig vorbereitet wird, und die Leute mitgehen, dann steht es nicht schlimm.... Weihnachten sind wir also sicher noch hier, wenn nicht von anderer Seite Luft kommt. Aber wenn ich an die im Norden denke, so bin ich immer noch froh an unsern Argonnen, denn dort muß es wirklich schlimm hergehen. Da kann ich auch zufrieden sein, daß ich nicht bei 247 bin. So findet man immer wieder Grund zur Dankbarkeit, auch dafür, daß wir jetzt, wo es gerade regnet, unter Dach und Fach sind und in einer warmen Stube. Im übrigen hat man ja kein Recht auf Ansprüche, daß es einem besser geht, als andern, wie man auch jederzeit zur Hingabe seines Lebens bereit sein muß.

Schloß Hindenburg, 21. November. .... Gestern abend habe ich mich durch einen Spazierritt noch ausgelüftet und heute morgen eine der Schlatter-Predigten gelesen. „Ich vergesse, was dahinten ist". Wenn man doch das auch hier im Feld könnte! Schwere Tage haben wir hinter uns. Fünf Tage draußen, und am Abend des fünften Tages zieht unsere Kompagnie um 45 Mann schwächer aus

dem Wald. Granatfeuer aus der rechten Flanke, das sagt alles. Die französische Artillerie ist so kühn, daß sie unsere Schützengräben, die nur 50 Meter von den ihren weg sind, mit Granaten überschüttet. Flankenfeuer ist deshalb möglich, weil unsere Linie gerade an unserem Abschnitt ein Rechteck bildet. Zuerst bekamen wir nur alle fünf Stunden etwa zehn Granaten, die am ersten Tag zwei Tote am Maschinengewehr und 13 Verwundete in unsere Kompagnie brachten. Am 19. November machte die Kompagnie links von uns einen Sturm, der ganz ohne Verluste gelang. Wir hatten uns durch Graben so weit vorgearbeitet, daß wir bereits ein Ziemliches vor der übrigen Front waren, in einem verlassenen französischen Schützengraben. Bei dem Angriff stand ich mit zwei Gruppen ganz vorn in unserer neuen Stellung und sah dann, wie links die Leute mit den blitzenden Bajonetten über das offene Feld sprangen, das war ein merkwürdiges Bild. Ohne daß die völlig überraschten Franzosen einen Schuß abgaben, kam diese Schar in den französischen Graben. Dann aber ging's los. Auch auf uns prasselte es los, da auch bei uns ein Angriff befürchtet wurde. Doch wir standen ja im Graben und hatten keinen Verlust. 10 Meter vor uns war der französische Graben, aus dem die Gewehrläufe in einem Winkel von 45 Grad sich gen Himmel streckten und knallten. Die Franzosen hatten sich hier keine Schießscharten bauen können, da wir sie ihnen zusammenschossen. Auf 4 Meter Entfernung saß ein Franzose, der uns mit Handgranaten bombardierte, da hieß es aufpassen. Der

Bann war gebrochen, als ich die erste Granate, die in unseren Graben kam, wieder den Franzosen hinüberschickte. Nun machten sich meine Leute einen Sport daraus, sämtliche Granaten, die noch zu uns herüberkamen, wieder hinüber zu besorgen. Die Handgranaten haben eine Zündung von mindestens einer halben Minute, so daß man bei raschem Zugreifen die Dinger ohne Gefahr fortbringt. Wir waren in voller Aufmerksamkeit nach vorn, da ging es hinten los: Schuß auf Schuß bis über 100. Ich hatte nun genug damit zu tun, die Köpfe meiner Leute nach vorn zu drehen, wo für uns die Hauptgefahr war. Alle Granaten sind viel zu weit hinten, obwohl hie und da ein Splitter zu uns kam. Von 2—6 standen wir im Handgranatenduell, und hinten machte es weiter. Es war gut, daß wir nicht wußten, wie es hinten aussah. Zwei Volltreffer mitten in den Schützengraben. 8 Tote, 30 Verletzte war das Resultat. Der Abend kam, und nachdem ich vorn für einen Posten noch eine Ablösung gefunden hatte, setzte ich mich für einen Augenblick in mein Loch. Da wußte ich, was es heißt: „Betrübt bis in den Tod", das ist, wenn man den für glücklich preist, der im Frieden unter der Erde ruht und von allem Jammer und aller Not unberührt ist. Und daß die Anstifter dieses Krieges in aller Ewigkeit keine Ruhe mehr finden können und dürfen, wurde mir auch klar. Am nächsten Tag Ablösung unter allen Umständen, und am nächsten Tag zogen wir, erschreckend zusammengeschmolzen, wie ein geschlagen Heer aus dem Wald, über uns funkelten die Sterne in der kalten Win-

ternacht. Kurz vor der Ablösung passierte mir auch noch was, das mich vollends ganz deprimierte. Ich mußte einen Franzosen zu Tode treffen mit einer Handgranate. Am Nachmittag sagte ich zu meinen Leuten: „Es ist genug, wenn uns die Franzosen in Ruhe lassen; tun wir ihnen jetzt auch nichts mehr!" Und siehe, von drüben kamen wieder 6 Handgranaten aus 4 Meter Entfernung. Mein Leutnant sagte: „Wir müssen doch auch eine hinüberwerfen," und ich besorgte sie hinüber. Ein Krach, ein Kleiderfetzen fliegt in die Höhe, und kurz darauf ein schreckliches Wimmern, nur eine 1/4 Minute, dann war es still! Es mußte sein, aber ich hatte genug, und keiner freute sich des gelungenen Wurfes. Das ist der Krieg. Nicht mehr die fröhliche Feldschlacht, wo es heißt: „Kein schönrer Tod ist in der Welt, als wer vor'm Feind erschlagen", sondern hier ist es ein Morden!

In der Heimat denkt man jetzt gewiß immer: wie müssen die Soldaten frieren! Im Grund ist das richtig, für den gewöhnlichen Soldaten ist das schließlich die Hauptstrapaze, und meine Leute dauerten mich immer, wenn sie 2 Stunden in der kalten Nacht draußen standen, dann wieder in ihr Erdloch krochen und dann wieder hinaus mußten. Aber der Soldat hat das Gute, daß er, kaum in seinem Loch angekommen, anfängt zu schnarchen, bis er wieder herausgezogen wird. Unsere Leute wachen sogar an den Granaten nicht mehr auf. Aber in jener letzten Nacht freute es mich, daß jeder Soldat wußte: es muß sein! Ja, die Kälte allein wäre nicht schlimm, das mußte ich immer und immer

wieder sagen, wenn ich von meinem Loch aus hinaufsah zu den Sternen und nach kurzer Zeit wieder die Zeit ablas an der Cassiopeja und froh war, als sie schon merklich im Westen stund. In den letzten zwei Nächten der Ablösung war ich immer noch im Schützengraben mit meinen Träumen, aber hoffentlich wird es die nächste Nacht ein ruhiges Bild sein. Es ist gut, daß der Mensch auch vergessen kann, und daß vieles in der Erinnerung verblaßt, sonst müßte man unter dem bald zusammenbrechen. Ihr begreift, daß einem der Horizont da sehr klein wird, an die allgemeine Lage sonst kann man nicht denken, und man ist geneigt, seine eigene Lage auf das übrige zu übertragen. Mein einziges Gebet war in den letzten Tagen: „Herr, es ist genug!" und gerne hätte ich mit Elia weiter gesprochen. Aber wir müssen auf unserem Posten bleiben, das bleibt uns bei allem Schweren fest in der Seele. Eben spielte die Musik draußen: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!" Soweit sind wir nun zwar noch nicht, aber an dem Glauben, daß es Gott trotz allem zum guten Ende führt, werden wir nicht irre, sonst wären wir heute besser tot als morgen. . . . Ja, das ist ein Feldpostbrief anderer Art, als man ihn in den Zeitungen liest, und ich hoffe, daß ich bald wieder andere schreiben kann; aus dem Granatfeuer kommen wir bald wieder heraus, dann geht es wieder gut.

30. November. . . . . . Nach langer Zeit kann ich Euch wieder einmal einen Brief aus dem Schützengraben schreiben. Wir sind nun wieder in der

Stellung, in der wir zu Anfang waren, wie ich zum erstenmal in den Wald kam, also vor der Schlucht. Das sind nun bereits über 6 Wochen, seit 15. Oktober. Ohne Erklärungen zeigt die Tatsache, wie das Vorwärtskommen an manchen Stellen ist. Uns gegenüber am andern Hang der Schlucht haben sich die Franzosen natürlich gut eingenistet, und man könnte diese Stellung nur mit größeren Verlusten stürmen. So läßt man's zunächst und drückt von der Seite her, wo wir das letztemal waren. Also kriegerische Arbeit gibt es diesmal für uns wenig, auch vom Feind wenig Belästigung, nur einige geschleuderte Schrapnells und Minen, was beides keinen großen Schaden anrichtete, sondern nur etwas knallte. Mein Kompagnieführer hat sich in diesen Tagen eine gediegene Hütte gebaut, in der ich sogar aufrecht stehen kann; ein rechter französischer Kamin ist eingebaut, in dem wir den ganzen Tag und die halbe Nacht ein lustiges Feuer haben. 2 Tische, 2 Stühle, 1 Diwan, 1 Küchenbrett, 1 Bank sind die Inneneinrichtung. Morgens erscheine ich bereits zum Kaffee in dieser Hütte: wir haben nämlich sozusagen Gütergemeinschaft, und meine Milch ist besonders willkommen. Wenn ich dann das Rad in meinem Zug in Bewegung gebracht habe, d. h. jedem seine Arbeit angewiesen und überall nach der Ordnung gesehen habe, kann ich mich wieder ans Kamin setzen und irgend etwas lesen. Abends wird dann, wenn es die Umstände gestatten, ein Glühwein oder Punsch gemacht. Gestern abend saßen wir bis 12 Uhr beieinander, allerdings trocken; und es ist

viel angenehmer, wenn man so die halbe Nacht durchwacht, als wenn man nur im Halbschlaf daliegt. Dafür ist dann mein Schlaf bis morgens 8 Uhr ganz ungestört, abgesehen von 2 Stunden Patrouillengang in der Postenkette. . . .

Mein Gaul heißt Fritz und ist braun, ein wunderschönes Tier, das einstige Pferd eines Grafen B . . . . (Stuttgarter). Beim letzten Ausmarsch in die Schützengräben mußten wir schon morgens um 7 Uhr weg aus unserem Quartier, aber auch da ritten wir trotz der Nacht. Der Schnee lag noch da, und wenn das nicht gewesen wäre, hätte man meinen können, man sei im Manöver. . . . Ich bin froh an eurer Post, denn mit der Württemberger Post ist es gegenwärtig nicht weit her, scheint's sind wieder Transporte unterwegs. Aber heute kam eine gediegene Wurst, so daß die Speisekammer ordentlich voll wurde. Zigarren wären jetzt wieder nötig, denn wir rauchen einfach unheimlich; das stellt das Gleichgewicht wieder her, sowohl in der Ruhe, als im lautesten Lärm. Wenn wir schon am Materiellen sind: gestern abend gab's sogar für einen jeden 2 weiche Eier!! bezw. oeufs; Nahrungsmittel werden mit Vorliebe gewöhnlich französisch benannt, das versteht annähernd jeder; also: eine Büchse lait, du beurre (gibts natürlich auch zeitenweise).

. . . Wir hier im Argonnenwald sehen natürlich noch viel weniger ein Ende ab, als Ihr zu Hause. Was ist die Folge? Man denkt nicht an das, was kommt, also: „sorgt nicht für den andern Morgen", das ist nur allzu wahr. „Es ist ge-

nug, daß ein jeder Tag seine eigene Plage habe.“ Man ist dankbar für jeden Tag ohne Artillerie, für jede regenlose Nacht, für jeden Mondschein, für die bevorstehende Ablösung. Gegenwärtig ist das reinste Frühlingswetter, sogar einige Stunden Sonnenschein hatten wir. Von Kälte keine Spur mehr. Da es noch einige Zeit dauern kann, bis Ihr es in der Zeitung lest, so will ich Euch gleich auch noch das eine schreiben, daß ich das Eiserne Kreuz bekommen habe. Es geht mir dabei wie jedem andern wohl auch. Nicht mehr als Pflicht, und wenn mir damals in dem Granaten- und Handgranatenregen nicht im entferntesten der Gedanke ans Durchgehen kam, so kann ich wahrhaftig nichts dafür. Aber es freut einen immerhin, und gefreut hat mich auch das, daß sich meine Leute, die damals bei mir waren, ebenfalls darüber freuten: „Sie hents aber au verdent.“ An einem Punkt der Linie steht man einander so nahe gegenüber, daß die Soldaten sich Brot und Zigarren zuwarfen und morgens „bon jour“ wünschten. Es kam auch folgender Zettel: „Aujourd'hui ennemis, en quelques jours amis dans la guerre contre l'Angleterre.“ Das wäre ja recht und gut, aber ist ja leider eine Privatansicht, und unsere Antwort: „Venez chez nous, le café est déjà prêt“ paßt auch ganz schlecht in den Granatenregen, mit dem uns die Franzosen bedachten. Es ist gut, daß einer über allen steht und wirklich der Menschheit Jammer wenden kann.

2. Dezember. .... Kaum aus dem Schützengraben zurück, muß ich Euch gleich einen Brief

schreiben. Diesesmal war es der reinste Triumphzug, wie wir zurückkamen. Zuerst der alte Häseler, der uns begrüßte, dann der Brigadegeneral, der ein Hurra auf uns ausbrachte, und dann der Divisionsgeneral desgleichen. Und was ist der Grund? Unser Bataillon machte einen feinen Angriff, 389 Gefangene, und unsere Stellung diesseits der Schlucht ist hinüberverlegt auf die andere Bergseite und genau in den dritten französischen Graben dort. Am Abend des gestrigen Tages, also am 1. Dezember, sagte ich mir: Das ist das größte Wunder, das ich in meinem Leben erfahren habe. — Uns gegenüber ging es also ganz steil den Berg hinauf, die Bäume fast alle umgelegt, so daß man kaum laufen konnte, oben der französische Graben. Der Brigadegeneral, der es von uns aus ansah, sagte: Das ist die reinste Burg, und es war ausgemacht, daß man hier nicht herauf kann. Und nun ging's folgendermaßen zu: Auf dem rechten Flügel, wo wir damals mit Granaten überschüttet wurden, war eine Mine gelegt worden. Wenn diese losgegangen, sollten unsere Leute dort stürmen. Die Mine ging in die Höhe. Auf unserer Seite sahen wir nur eine riesige Erdsäule gen Himmel steigen. Eine Zeitlang hörten wir dann nichts mehr. Dann hieß es: unsere Leute sind einige Gräben vorgekommen, Erfolg der Mine: 35 Tote, 38 Verschüttete, die man ausgrub und gefangen nahm. In unserer Stellung dachte immer noch niemand an einen Angriff. Unser Kompagnieführer bekam aber plötzlich eine merkwürdige Zuversicht, daß auch wir vor könnten. Zuerst eine Patrouille den Berg hinauf, die meldete, es sei oben

schwach besetzt, man höre sprechen. Auf dem rechten Flügel ging's immer noch voran; jetzt krochen auch wir, Zug um Zug aus unseren Laufgräben und legten uns zunächst dicht an den steilen Hang hin, so daß wir von oben nicht zu sehen waren, wegen des dichten Holzes. Nun kamen einige Minuten äußerster Anspannung. Werden sie uns kommen hören? Jetzt kam das erste Wunder: ein starker Regen setzte ein, der jedes Geräusch unhörbar machte. Trotzdem auf einmal zwei Schüsse von oben. Meine Leute machten bereits rückwärtige Rutschbewegungen. Aber es gelang mir, sie zu halten. Dann hörte ich, wie sie rechts von mir den Hang hinaufgingen. Nun wurde programmäßig aufgerollt vom rechten Flügel her. Also auch an uns kam die Reihe. Schleichen konnte man nicht mehr, also aufrecht über das Holz hineingestiegen. Ich hatte zwei Leute bei mir, die sofort hinter mir drein gingen, und dann folgte alles nach. Dann das Zauberwort: „Die Unseren sind schon droben," was ja tatsächlich rechts der Fall war. Dann fängt auf einmal neben mir der Hornist an: Kartoffelsupp — Kartoffelsupp! und dann ein Hurra. Wir waren aber erst den halben Hang droben. Die Franzosen hätten also längst Zeit gehabt, sich an ihre Schießscharten zu stellen. Aber kein Schuß fiel. Endlich waren wir droben und stolperten über den ersten französischen Graben. Kein Mensch zu sehen (sie saßen nämlich alle in ihren Unterständen). Ich war am weitesten voran und stieg mit einem Mann bereits in den zweiten Graben. Vollständig leer!

Ich lief mit meiner Pistole den Graben entlang.

An der nächsten Ecke: ein Franzose mit Gewehr, will gerade auch um die Ecke, nach hinten durch. Ein Schuß mit der Pistole, natürlich nichts getroffen, aber der Franzose zurück in seinen Unterstand und hub ein Geschrei an: Pardon, pardon! Antwort: Rendez-vous, à bas les armes![1]) Und siehe da, ein Gewehr nach dem andern flog heraus, dann Patrontaschen. Venez chez nous, l'un après l'autre![2]) Dies das nächste Kommando, und nun krochen sie raus, acht Mann. Der erste zitterte wie Espenlaub, der zweite lachte, einer sagte: Vous avez aussi des familles, oui, oui.[3]) Jeder wollte mir einen Patsch geben. Einer fragte: „Werden geschossen?“ Non, non, on ne vous fera pas du mal.[4]) Inzwischen kamen einige meiner Leute. Einer ging mit hinunter. Ich hatte die ersten gefragt: Et vos camarades? Aber ehe ich noch Antwort erhielt, kroch es immer weiter heraus. L'un après l'autre. Ich hatte nichts zu tun, als immer zu sagen: Bonjour Monsieur, und in der einen Hand die Pistole, mußte ich mit der andern immer wieder einem die Hand schütteln. Drei meiner Leute waren nämlich an mir vorbei gekrochen und trieben mir immer neue Scharen zu. Zum Teil ohne Bewachung, marschierten sie alle ins Tal hinunter. Dann in den dritten Graben. Hier standen bereits einige meiner Leute und unterhielten sich mit acht Franzosen, die sämtlich das Gewehr im Arm dastanden. A bas les armes! Sechs warfen das Gewehr weg und riefen einander zu: Rendez-vous, à bas les

[1]) Ergebt euch! Waffen nieder!
[2]) Kommt zu uns, einer nach dem andern!
[3]) Ihr habt auch Familien, ja, ja!
[4]) Nein, man wird euch nichts zu leide tun.

armes. Der eine reichte mir in liebenswürdigster Weise die Hand. Hinten standen einige Häuflein Franzosen, alle mit Gewehren, und wußten nicht, was tun.

Ich sagte nun zu dem einen: Dites à vos camarades, que nous ne tirons pas.[1]) Er verstand es umgekehrt und sagte zu seinen Leuten, sie sollten nicht schießen. Ich glaubte immer noch, die Franzosen kommen aus Angst nicht, und machte weiter: Mais voilà un officier, venez chez nous![2]) Der Kerl verstand: Wir wollten, daß ein Offizier käme, und sagte, wir holen einen. Nun verschwanden die Franzosen im Hintergrund ganz langsam. Es blieb nichts anderes übrig, als zu schießen, denn da kann man kein Auge zudrücken. Rechts nahm der Kompagnieführer auch eine Menge gefangen. Wir hätten noch viel weiter vor können, aber die Verbindung mußte gewahrt bleiben und vor allem eine durchlaufende Linie hergestellt werden. Es dauerte eine gute Weile, bis wir in dem Gewirr von Gräben feststellten, welches nun eigentlich ein richtiger Schützengraben werden konnte. Nach einigem Bemühen war die Linie hergestellt und nun begann das Schießschartenbauen. Außerdem mußten die französischen Laufgräben nach vorn verstopft werden. Da hieß es also, die Augen aufmachen, damit nirgends eine Mausefalle entstände. Endlich war man damit fertig, und als ich mich zum erstenmal hinsetzte, abends 8 Uhr (mittags 1 Uhr waren wir losgezogen), da meinte ich, es sei ein Traum. In jedem Mo-

---

[1]) Sagt euren Kameraden, daß wir nicht schießen.
[2]) Aber hier ist ein Offizier; kommt zu uns!

ment des ganzen Angriffs Wunder an Wunder. Zuerst die Idee des Kompagnieführers überhaupt, dann der Regen, so daß die französischen Posten offenbar in ihren Löchern standen, und daß man beim Aufbau kein Geräusch hörte, dann daß kein Offizier oben war, und bei meinem Vorgehen in dem Graben handelte es sich auch nur um eine Sekunde, denn wäre der Franzose zuerst ums Eck gekommen, er hätte entweder sofort geschossen oder aber mindestens gesehen, daß ich nur mit einem einzigen Mann in dem langen Graben stand. Außerdem schossen von ganz hinten einige Franzosen, und ihre Kameraden weiter vorn meinten, auch hier seien Deutsche, und gingen alle nach vorn durch zu uns. Erfolg: Unsere Kompagnie (120 Mann stark) nimmt zusammen 180 Franzosen gefangen. Unsere drei Kompagnien zusammen 387. Und der moralische Erfolg: bisher immer im Graben verkrochen und nun wieder über das Feld (d. h. Wald) und dazu das liebe Signal Kartoffelsupp und das Hurra! Unsere Leute sahen, daß die Franzosen immer noch so laufen können wie anfangs. In den französischen Schützengräben gibt es viele Unterstände, wenig Schießscharten, kein Stroh, viel Schmutz; die Soldaten haben viel Schokolade, Fleischkonserven und sonstiges, das sie auch viel nötiger haben als unsere Leute, da sie kein warmes Essen bekommen in die vorderen Linien. — Auf unserer Seite waren im ganzen Bataillon 4 Tote und 5—10 Verwundete. Der General sagte zu uns: das ist das Größte, was bisher im Argonnenwald geleistet wurde.

14. Dezember. .... Nun sitzen wir bereits wieder 10 Tage im Schützengraben in der Stellung, die wir am 1. Dezember erobert haben. Allerdings haben wir wieder 30 Meter vorgebaut. Die Franzosen haben aber offenbar von ihrer oberen Leitung ein Ordentliches aufs Dach bekommen, denn sie regen sich jetzt wieder etwas mehr. — Doch zuerst möchte ich Euch für Eure Briefe herzlich danken. Wie Ihr aus meinem Brief vom 2. Dez. gesehen habt, wechselt bei uns Freud' und Leid. Gegenwärtig haben wir ziemlich Regen, und in dem Lehmboden, wo wir gerade sind, ist das nichts Angenehmes. Wenn es nachts regnet, muß man den halben Vormittag damit zubringen, daß man das Wasser ableitet und den Schlamm herausschafft. Unsere Leute spannen sich über ihre Schießscharten Zelte, so daß sie wenigstens nicht bis auf die Haut naß werden. Die Hütten werden entweder in die Wand des Grabens eingelassen, so daß man wie in einem Sarge liegt, oder man baut sich gedeckte Hütten, da wir jetzt Blechplatten bekommen haben. Aber dennoch ist es für unsere Leute ziemlich anstrengend, die ganze Nacht durch zwei Stunden Posten stehen und dann wieder zwei Stunden Ruhe. Wenn man auf so nahe Entfernung dem Feind gegenüberliegt, ist es unbedingt notwendig, daß immer die Hälfte der Leute auf ist, denn die, die in ihren Löchern liegen, bringt man im Falle eines feindlichen Angriffs doch nicht mehr zeitig genug heraus, wenn man bedenkt, was unsere Soldaten für einen guten Schlaf haben.

Die Franzosen uns gegenüber sind aber, wie

gesagt, jetzt auch auf der Hut. Ich habe, wie schon früher, versucht, in einen französischen Laufgraben einen Posten vorzuschieben, aber siehe da, an der nächsten Ecke zeigte sich, daß die Franzosen am jenseitigen Ende bereits auch einen Posten aufgestellt hatten. Bei dieser Gelegenheit bin ich auch wieder gnädig bewahrt worden. Der Franzmann hing nämlich neben seinem Schießloche einen Rock auf, den meine Leute bemerkten. Wie ich aufschaute, auf einmal ein Rauch und ziemlich nah vorbei an meinem Kopf pfiff die Kugel. Neben dem Rock aus einer unsichtbaren Schießscharte heraus hatte der Kerl geschossen. Im übrigen haben die Franzosen acht Tage gebraucht, bis sie sich vom 1. Dez. erholt hatten, denn erst nach acht Tagen schickten sie Patrouillen aus, um unsere jetzige Stellung zu erkunden. Dann versuchten sie auch wieder, uns in die Luft zu sprengen; aber wir hatten es vorher gemerkt und waren auf der Hut. Aber zu unserem Glück ist es mit den französischen Genietruppen nicht so weit her, denn statt unseren Graben decken sie den ihrigen zu. Ihr könnt Euch denken, wie es einem da zu Mute ist, wenn man weiß, daß an einem Punkt gesprengt wird, und man von Stunde zu Stunde nicht weiß, ob es losgeht. Mein Kompagnieführer hatte wieder eine Ahnung. Er machte sich eben auf den Weg auf den Punkt, als es losging. Mich lupfte es auch ein wenig in meiner Hütte, die aber 100 Meter weg war. Natürlich wußte ich sofort, um was es sich drehte, da heißt's für unsereinen nichts anderes, als vor in die vordere Linie. Das war bei den Franzosen am 1. Dez.

nicht der Fall. Bei ihnen liegen die Offiziere 200 Meter hinter der Front in ihrem Loche. Aber bei uns gehört zum Glück Offizier und Mannschaft immer zusammen.

An Weihnachten sind wir also ganz sicher hier draußen im Wald; da gibt es keinen Christbaum, denn die Franzosen haben wohl kein Verständnis dafür. Das muß man eben auch in Geduld ertragen, wie überhaupt im Krieg „Geduld die meistgebrauchte Pflanze“ ist, wie mir Professor Volz schrieb, der als Offiziers-Stellvertreter beim Landsturm in Stuttgart ist. Alle Achtung!

Morgen kommen wir nun doch wenigstens für drei Tage in Ruhe, die diesesmal für uns und die Mannschaft gleich nötig ist. . . .

12. Januar 1915. . . . Am 30. Dezember besuchte ich gerade Knebel, der in einem 6 Kilometer weit entfernten Ort ebenfalls in Ruhe war. Wir saßen eben gemütlich zusammen, als mir plötzlich telefoniert wurde, meine Kompagnie sei alarmiert und in den Wald gerufen worden. Also aufs Pferd und im schlanken Trab zurück! Ich ging dann vollends zu Fuß in den Wald und kam gerade noch mit meiner Kompagnie draußen an. Es war so mit dem Alarm: Unser 2. Bataillon hatte eine Sprengung gemacht mit anschließendem Angriff, mit drei Gruppen fing es an, und schließlich gingen alle vier Kompagnien zum Angriff über. Das waren wieder 300 Meter Boden im Bois de la Grurie. Gefangene 250, 4 Maschinengewehre, einige Minenwerfer und kolossal viel Ge-

wehre, Tornister, Handgranaten. Leider hatte man unsererseits gegen 20 Tote, die Franzosen mindestens 50. Das kam daher, daß die Franzosen sich teilweise in den Gräben zur Wehr setzten, ihre Maschinengewehre in Tätigkeit setzen und so uns doch einige Verluste beibringen konnten.

Der Kampf war stellenweise erbittert. Die franz. Gräben sind zum Teil vollständig mit Ästen zugedeckt, und zwischen den Ästen streckten sie ihre Gewehre heraus, so daß diese von unsern Leuten gepackt und weggezogen wurden. In die Dächer mußten zum Teil erst Löcher geschlagen werden, in die dann Handgranaten geworfen wurden. Das sind also die erbitterten Kleinkämpfe in den Argonnen. Aber es zeigte sich hier, wo die Franzosen es wirklich auf einen Kampf ankommen ließen, daß der deutsche Soldat doch dem französischen um viel überlegen ist. Der Franzmann wehrt sich, das sah man auch am 30. Dezember. Einer bediente noch ganz allein ein Maschinengewehr, bis er von einer Handgranate getroffen wurde. Um so erfreulicher für uns, da wir sahen, daß der Franzose, auch wenn er sich aus Leibeskräften wehrt, uns dennoch unterliegt. Des weiteren: unsere Rekruten, die ja erst zum Teil da sind, sind einfach Prachtskerle! Wieviel Gesundheit steckt doch in unserm Volk und wieviel Intelligenz!

Kraftgestalten mit unverdorbenen Nerven, mit Humor, und Draufgänger! Ich muß gestehen, daß es mir wieder viel leichter ums Herz ist, seit ich eine Anzahl Rekruten in meinem Zug habe. Am 30. Dezember hatte unsere Kompagnie nichts weiter zu

tun, als Patronen vorzutragen. Die Nacht über waren wir, zwar eng, in Hütten draußen untergebracht; ich hatte nur einen Sitzplatz, und da es gegen Morgen ziemlich kalt wurde, so machte ich bei den verwundeten Franzosen, die wegen Platzmangel zum Teil noch im Freien lagen, einen Besuch. Einen Kaffee ließ ich ihnen dann auch noch machen. Einer von ihnen war erst zwei Tage im Feld. C'est triste, c'est la guerre![1]) hieß es da, aber zu machen war nichts, denn jeder Verwundete mußte auf einer Tragbahre etwa eine Stunde weit getragen werden, bis zum nächsten Dorf. Dabei müssen die Träger oft knietief durch den Schlamm. Immerhin wird jeder Verwundete draußen kunstgerecht verbunden.

Am 31. Dezember hatte unsere Kompagnie das Aufräumungskommando. Eine Unmenge Sachen wurde zusammengetragen. Außerdem hieß es, die Toten begraben. Die Franzosen haben in ihren Gräben 30 cm Wasser gehabt. Hier die Toten herausziehen, die Erkennungsmarke abnehmen: es graust einem vor gar nichts mehr. — Die Franzosen haben fast durchweg Medaillons umgehängt, vorzugsweise mit der Inschrift: la vierge immaculée.[2]) Photographien fanden wir auch und Notizbücher mit Couplets darin, die zeigen, wie verdorben der Durchschnittssoldat dort ist. Ich könnte beinahe unbedingt garantieren, daß man bei keinem einzigen unserer Soldaten etwas derartiges finden würde. Ein Allgemeinurteil will ich damit nicht fällen

[1]) 's ist traurig. Aber 's ist Krieg!
[2]) Die unbefleckte Jungfrau.

über die Franzosen, denn in ihren Briefen heißt es immer wieder: Dieu te protègera[1]); aber das habe ich noch nie gelesen, was ich bei manchem deutschen Toten gelesen habe: „Wenn es Gottes Wille ist!“

Sylvester lagen wir auch im Wald; um 10 Uhr legte ich mich zum Schlaf nieder, um halb 1 Uhr brachte mir eine Ordonnanz vom Bataillon ein Kochgeschirr voll Punsch (heißes Wasser mit Kirschengeist). Gefeiert wurde also nicht weiter. Endlich am 1. Januar durften wir abends wieder weg aus dem Wald; am andern Tag ging's an den Hüttenbau, und abends endlich ging's an unsere Weihnachts- und Sylvesterfeier, da eine Menge von Liebesgaben noch zu verteilen war. In einer Erdhütte war die ganze Kompagnie versammelt, ein Christbaum brannte, und einige Musiker waren dabei. „Stille Nacht“ wurde gesungen, und unser Kompagnieführer sprach einige Worte: Erinnerung an die Heimat und an die Gefallenen.

Kein Auge blieb trocken. Und doch fehlte etwas, nicht nur mir, sondern auch den Leuten. Das habe ich dann abends nachgeholt, indem ich meinem Zug etwas über Weihnachten sagte und wie meine Stellung überhaupt ist. Es wurde dankbar aufgenommen, und die Leute wissen jetzt, wie sie mit mir dran sind. Sonst gibt es leider bei uns wenig Gelegenheit zu Ansprachen.

Am andern Morgen halb 7 Uhr war bereits wieder Abmarsch in den Wald. Infolge des fortgesetzten Regens ein tatsächlich stellenweise 40 cm tiefer Schmutz in den Gräben. Meine Stiefelrohre

[1]) Gott wird dich behüten.

reichten gerade noch in der Höhe. Den meisten Soldaten kam der Dreck oben zum Stiefel herein. Da zeigt sich nun aber der deutsche Soldat in seiner ganzen Größe (im Ernst). Es geht ein unheimliches Arbeiten an. Mittags um 4 Uhr ist der Graben sauber. Nun aber neues Unheil: das Wasser sickert aus dem Boden heraus, alle 5—7 m ist eine Quelle. Zuerst macht man Wasserlöcher, diese laufen aber bald über, also Kanäle, die ein kleines Gefäll haben. In den nächsten Tagen wurde dann durch den ganzen Graben Parkett gelegt; Holz gibt es in Menge, der Wald ist so dicht, daß man 50 m hinter der vordersten Linie bereits auf freies Gelände hinaus kann, ohne gesehen zu werden. Zuerst kommen der Länge nach im Graben etwa armdicke Prügel, in der Mitte wird eine Rinne gegraben. Dann werden quer über die Prügel kleinere Stecken gelegt, so daß man wie auf einer Holzbrücke geht und das Wasser unter einem wegläuft. In den Hütten wird dasselbe System angewandt, daß man wie auf einem Rost liegt. Der Franzmann macht das anders. Er wirft einige Prügel in den Graben, auf denen er dann, so gut es geht, sich durch den Graben durchbalanziert. Jede Nacht hatten wir Regen, jeden Morgen großes Reinemachen. Nasse Füße bekam jeder, auch ich, und ich habe ausprobiert, daß man volle neun Tage nasse Füße haben kann, ohne daß man krank wird. Gewechselt habe ich meine Socken nicht, denn die neuen wären doch bald wieder naß geworden. Merkwürdigerweise hatte ich in diesen neun Tagen nur etwa sechs Stunden kalte Füße, ob dank dem guten Leder meiner Stiefel, oder den

Socken, oder der Beschaffenheit meiner Füße, weiß ich nicht. Auf jeden Fall hatte alles sonst kalte Füße. In meiner Hütte stand ein winziges französisches Öfelein, in dem nachts immer ein Holzkohlenfeuer brannte. So war es auszuhalten, aber für keinen war es eine Kleinigkeit, neun Tage im Schmutz zu leben. Gestern mittag kamen wir wieder aus dem Wald zurück. Ein Angriff war unserer Kompagnie vom Oberst auch „empfohlen" worden, aber unser Kompagnieführer hatte die Ansicht, daß der gleiche Zweck mit einem Graben zu erreichen sei, der dann auch nach 48 Stunden Tag- und Nachtarbeit fertig war. Unser Kompagnieführer hat recht gehabt, denn in genau 48 Stunden war das erreicht, was man haben wollte. Er hat einen wunderbaren Blick, wenn ein Angriff sich lohnt, und läßt sich in seiner Ansicht durch niemand drausbringen. Das ist also in jeder Hinsicht gut für die ganze Kompagnie. Er ist auch der einzige Offizier, der drei Auszeichnungen hat: Eisernes Kreuz 2. Klasse, „blauer Fritz" und goldene Medaille.[1]) An Zähigkeit und Ausdauer nimmt er es mit jedem Engländer auf, das bin ich sicher, denn trotz vieler körperlicher Beschwerden (andauernd kalte Füße, Zahnweh, Ohrenweh, Magengeschichten) ist er immer der erste auf dem Platz und hat seit 4. September noch keinen Tag gefehlt. Im übrigen ist er mir ein großes Problem. Das Wort: „Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht", wird mir an ihm so deutlich illustriert wie noch nie. Er ist der Ansicht, daß das Christentum für die Schwachen

[1]) Im Laufe dieses Jahres (1915) bekam er noch das Eiserne Kreuz 1. Klasse.

ist, die sich ohne dieses nicht zur Verachtung der Todesfurcht, zur treuen Pflichterfüllung aufschwingen können. Und beides besitzt er in hohem Maß. Dabei ein Mann von tiefem Gemüt, dem jeder Verlust in der Kompagnie sehr zu Herzen geht. Nicht das Geringste von Menschenfurcht an ihm; was er für recht hält, wird gemacht und wenn alle anderer Meinung sind. Ich kenne Nietzsche ja nicht genau, aber meiner Ansicht nach muß er so etwa gewesen sein. Eines Urteils enthalte ich mich, aber gerade neben ihm wird es mir deutlich, daß ich zu den Schwachen gehöre, und wenn es mir gegenwärtig bei dem Kriegshandwerk viel leichter und froher zu Mut ist, als früher, so kommt das nur daher, daß mir die Gewißheit geschenkt worden ist, daß weder Tod noch etwas anderes uns scheiden kann von der Liebe Gottes. Es kommt mir eigentlich nicht mehr vor, daß ich mich meines guten Humors berauben lasse, ja, als uns die letzten Ruhetage am Sylvester so gestört wurden, habe ich mich nicht einmal geärgert. „Sorget nicht für den andern Tag", das lernt man im Feld, der eine später, der andere früher.

Letzthin habe ich gelesen, im Krieg werde man vor die Entscheidung gestellt: entweder vollständige Apathie oder lebendiger Glaube. Das möchte ich unterschreiben, aber mein Kompagnieführer ist doch eine Ausnahme. — Was unsere Soldaten anbetrifft, bin ich der Ansicht, daß der Krieg lang genug gedauert hat, um eine Erneuerung des deutschen Volkes zu ermöglichen. Freilich ist zu bedenken, daß ein großer Teil unseres Heeres den

Ernst gar nicht kennen lernt, z. B. die Kolonnen hinter der Front, die Kavallerie und zum großen Teil die Artillerie. Wenn aber in einer Gemeinde lauter Männer wären, die unser Leben hier draußen mitgemacht haben, müßte es für einen Pfarrer ein Leichtes sein, eine wirklich christliche Gemeinde zustande zu bringen. Die Ansprüche ans Leben, das materielle Treiben, alles was in unserem Volk vor dem Krieg so ausgebildet war, ist bei unsern Leuten ordentlich beseitigt. Auch von einem nationalen Dünkel, der vielleicht in den ersten Kriegswochen noch sehr lebendig war, kann man bei uns wirklich nicht mehr reden. Man lernt wahrhaftig auch den Franzmann achten, namentlich seine Artillerie. Und daß der Engländer ihm kräftig hilft, merken wir gut an der neuen Artilleriemunition und den englischen Maschinengewehren. . . . . .

Aus Frankreich lassen wir uns nicht mehr vertreiben, und wenn wir die Möglichkeit haben, hier einmal wieder stärkere Kräfte zu vereinigen, gelingt sicher ein entscheidender Schlag gegen Frankreich. Denn die Franzosen können ja gegenwärtig trotz zahlenmäßiger Überlegenheit uns nicht einen Fuß breit Boden entreißen.

. . . Weihnachten feierten wir am 2. Januar mit einem Christbaum und kolossal viel Liebesgaben. An diesem Abend hatte ich auch Gelegenheit, meinen Soldaten ein Wort zu sagen über Weihnachten und über das, was uns in dieser Zeit den einzigen Halt gibt. Ich habe das nicht in Worten gesagt wie ein Pfarrer, sondern als Sol-

dat, und habe ihnen offen gesagt, daß der Glaube ihrer Kindheit das Allerbeste ist und daß sich keiner des Gebets zu schämen braucht, da unser Kaiser uns darin ein leuchtendes Vorbild ist. Mir selber sei es um so wohler, je mehr betende Soldaten ich in meinem Zug habe, denn dann weiß ich, daß ich mich auf sie verlassen kann. . . .

Aus einem Brief vom 13. Januar: Wenn ich unsere Toten im Feld vor mir liegen sehe, so kommt mir jedesmal der Gedanke: Sie haben's gut, und es kommt immer selbst über mich wie eine Ewigkeitssehnsucht.

. . . Der eine Blick in die Zukunft ist uns ja immer offen und unverwehrt, der Blick auf den Tag, da es heißt: „Da leg' ich den Kummer auf einmal ins Grab, da wischt mir mein Heiland die Tränen selbst ab". . . . . Was uns das Leben oftmals so schwer macht, ist das, daß wir zu fest mit beiden Füßen auf dieser leidvollen Erde stehen. Man wird im Feld davon gründlich geheilt, und es wird einem im Feld geschenkt, daß man freudig sprechen lernt: „O Ewigkeit, du schöne, mein Herz an dich gewöhne, mein Heim ist nicht in dieser Zeit."

Auszug aus „Kirchlicher Anzeiger für Württemberg"
vom 27. Mai 1915

Gefallen am 29. Januar 1915 bei einem Sturmangriff in den Argonnen. Schon nach den ersten Minuten kam er mit einem Schuß durch das Kinn wieder in den Schützengraben zurück, wurde verbunden, ging selbst zum Verbandplatz, wo der Verband nachgesehen wurde. Von dort wollte er allein zur naheliegenden Straße nach Binarville zurück

zum Lazarett gehen. Unterwegs sprach er noch mit einem Offizier und brach nach einigen Schritten plötzlich zusammen, wahrscheinlich infolge Blutung der Halsschlagader. Auf dem Friedhof in Binarville liegt er begraben. Ergreifend ist, was ein Gefreiter seiner Kompagnie der Todesmitteilung an den Vater beifügt: „Meine größte Freude im ganzen Feldzug ist die, daß man es mir überließ, Ihren l. Sohn zu beerdigen. Sie dürfen ganz beruhigt sein, Ihr Sohn wird beerdigt, wie noch kein Offizier im ganzen Armeekorps. Ich habe für alles gesorgt, ich ließ ihm einen schönen eichenen Sarg machen, sowie ein eichenes Kreuz. Auch ist mir erlaubt worden, sein Grab zu machen." — Wie viel Liebe spricht aus diesen schlichten Worten! In der Tat berichtet sein Bruder Johannes Josenhans, stud. theol., Leutnant d. Res., der das Grab besuchte: „Es liegt mit vielen andern in der Nähe der Kirche und ist weitaus das schönste von allen, besonders das eichene Kreuz darauf. Das Grab ist mit Buchs eingefaßt, Efeu, Ginster und anderes darauf gepflanzt; 3—4 Kränze liegen darauf, schön geflochten aus Tannengrün, Stechpalmen, Hagenbuttenzweigen, Weidenkätzchen und Schleifen von Birkenrinde."

Am 1. Dezember erhielt er das Eiserne Kreuz. Bei der im Tagesbericht des Großen Hauptquartiers vom 2. Dezember rühmend hervorgehobenen Eroberung eines starken Stützpunkts durch das württ. Kaiserregiment war er an hervorragender Stelle beteiligt, und dem im Tagesbericht vom 30. Januar gemeldeten großen Erfolg fiel sein Leben zum Opfer.

An Kaisers Geburtstag noch hatte er seinem Bataillon die Festpredigt gehalten. In seinen letzten Briefen lesen wir: „Was mich persönlich anbetrifft, so bin ich über die Zeit der Krisis, wenn man so sagen darf, längst hinaus. Ich bin fast durchweg in einer sehr fröhlichen Stimmung und lasse mich nicht mehr draus bringen, auch nicht durch fortgesetzten Regen. Wer kann mitten im Krieg fröhlich sein? Eigentlich nur Kinder. Und diese sind's, weil sie sich keine Sorgen machen, sondern alles ihren Eltern überlassen. So ist es auch bei mir, und ich befinde mich sehr wohl dabei. . . . Ich glaube, daß wir Theologen draußen so ziemlich alle unsere „Theologie“ an den Nagel gehängt haben. So ihr nicht werdet wie die Kinder — das wird einem ganz deutlich, ohne das geht's nicht.“